

Der Sozialismus in Frankreich.

Von
Léon de Seilhac.
(Paris).

[Schluss]

II. Die Broussisten.

(Bund der sozialistischen Arbeiter Frankreichs).

Paul Brousse, eine der wichtigsten Persönlichkeiten bei der Konstituierung der sozialistischen Partei, war der Freund und Mitarbeiter Guesdes in Montpellier. Er war Student der Medizin und hielt revolutionäre Vorträge.

Wegen eines Pressvergehens wurde er zu drei Monaten Gefängniss verurtheilt und floh nach Spanien. Dort liess er sich in die Internationale aufnehmen. Vielfach behauptete man, Brousse wäre Bakunist, also Anarchist geworden und hätte seine Ansichten vollständig geändert. Das ist nicht ohne Weiteres richtig. Er wurde Bakunist aus Hass gegen die Tyrannei von Marx, der die von ihm gegründete Internationale beherrschte und zu seinem gefügigen Werkzeug zu machen verstand.

In seiner Broschüre „Der Marxismus in der Internationale“ heisst es:

„Der Marxismus besteht schon nicht mehr darin, Anhänger der Marx'schen Ideen zu sein. Wäre es so, so würden sehr viele seiner gegenwärtigen Gegner und besonders Schreiber dieser Zeilen, Marxisten sein. Der Marxismus besteht hauptsächlich in dem System, nicht die marxistische Lehre zu verbreiten, sondern sie auch in allen ihren Einzelheiten gewaltsam aufzudrängen.“

Gegen die Unfehlbarkeit dieses Credo revoltirte Brousse, und schloss sich deshalb den freiheitlicheren, anarchistischen Lehren an. Marx' Despotismus war übrigens so unerträglich und die Anklagen gegen seine Anhänger so heftig, dass Jules Guesde selbst, als „Denunziant“ behandelt, diese „gemeinen Insinuationen von Marx“ in einem Briefe an Paul Brousse derb rügte. Brousse schrieb damals:

„Es giebt da zwei begabte Männer in London: Marx und Engels, aber sie treten mit unerträglicher Präention auf und wollen die ganze sozialistische Bewegung in den Grenzen ihres Verstandes festhalten.“

Denselben Vorwurf machte er ja auch Jules Guede, und um seiner Tyrannei zu entgehen, brach er mit ihm und liess ihn aus der Partei ausschliessen.

Heute ist die broussistische Partei eine fast rein politische Partei geworden, deren Einfluss sich nur auf einige Viertel von Paris und auf die Touraine erstreckt. Der Tod von Brousse würde den Untergang seiner Partei bedeuten. Sie zählt heute noch zwei Pariser Deputyirte:

Lavy, einen ehemaligen Lehrer, und Prudent-Dervilliers, einen ehemaligen Schneidermeister und vier Gemeinderäthe: Dr. Brousse, Blondeau, Caumeau und Picau. Ausser diesem Letzteren, einem Klavierarbeiter, sind Alle alte Rekruten der Arbeiterpartei.²⁾

Die Broussisten besitzen noch ein Syndikat, welches ausserordentlich wichtig gewesen ist: das Syndikat der Beamten, welches ehemals mehr als 2000 Mitglieder zählte, darunter die einflussreichen André Gely, Victor Dalle, Augé, Haupais. Heute haben die Allemanisten und die „Indépendants“ ein Konkurrenz-Syndikat gegründet, welches eine sehr grosse Ausdehnung gewonnen hat und von Briand, Beausoleil, Aldabe, F. Guérard und Charnay geleitet wird.

Man zählte in der Provinz drei Zeitungen dieser Partei: „Le Progrès du Loire-et-Cher“ von Arthur Rozier in Blois redigirt, ein früher radikales Blatt, welches sich einen ziemlich bedeutenden Leserkreis erhalten hat; „L'Eclaireur d'Indre-et-Loire“, von L. Plais à Tours, und „L'Eclaireur de la Vienne“ von Limousin in Châtellerault geleitet. Heute bilden diese beiden Zeitungen nur eine, deren Namen „L'Eclaireur de l'Ouest“ ist. Die einflussreichen Mitglieder des Bundes der sozialistischen Arbeiter Frankreichs (Bezirk des Westen) sind: Leleu, Generalrath von Blois, Joran, Pigoreau, Lantenant, Rivière, Räthe des Arrondissement Châteaurenault, Blois und Vendôme.

Die Taktik der Partei besteht nicht darin, zahlreiche Syndikate zu bilden und zahlreiche Kongresse abzuhalten, sondern sie will in jedem Syndikat intelligente und thatkräftige Männer haben, die ihre politischen Ideen zur Herrschaft bringen und das Syndikat „halten“, ohne es anscheinend zu beherrschen.

* * *

Persönlich hat Brousse eine vortreffliche Organisation in seinem 17. Arrondissement und besonders im Quartier des Epinettes, dass er nach wie vor im Munizipalrath vertritt, trotz aller Versuche, ihn daraus zu vertreiben. Ausserdem hat er aus dem sozialistischen Klub, welcher seinen Einfluss auf das ganze Arrondissement erstreckt, in seinem Viertel das „republikanische Syndikat der Hauptinteressen des Quartier des Epinettes“ gebildet, dass sich aus einer Menge kleiner Kaufleute, Arbeiter, Beamten zusammensetzt. Man beschäftigt sich hier viel weniger mit Politik, als mit den materiellen Interessen Aller. Brousse ist sehr freundlich und gefällig. Man braucht nur einen seiner Empfangstage am Dienstag und Freitag in der Avenue de Clichy, von neun Uhr mittags beigewohnt zu haben, um die Zahl der Unglücksfälle zu kennen, denen er abhilft, der Bitschriften und Reklamationen, die er empfängt. Einmal sagte er mir an einem dieser Empfangstage:

„Sehen Sie, die meisten dieser braven Leute sagen jetzt zu mir: „Ich habe Hunger, ich bin arbeitslos.“ Ich werde ihnen nicht antworten, dass das Régime, unter welchem wir leben, verabscheuenswerth ist, und dass der einzige Rath, welchen ich ihnen geben könne, der sei, es möglichst schnell zu vernichten. Ich begnüge mich damit, ihnen zu

²⁾ Bei den letzten Legislativ-Wahlen hat sich Martinet, der einflussreichste Mann der Partei in Touraine in einem vollständig ländlichen Bezirk aufstellen lassen, dessen grösste Einwohnerzahl zwei Städte von 4—5000 Einwohnern, Amboise und Châteaurenault, haben, und er hat 5094 Stimmen erhalten, gegen ungefähr 7500 Stimmen, welche Herrn Tiphaine zugefallen sind.

erwidern, dass ich ihnen unter diesem so bösen Régime, welches wir aber vorübergehend zu ertragen genöthigt sind, 10 oder 15 Francs geben lassen könne. Und sie gehen etwas weniger traurig und etwas weniger resignirt fort.“

Brousse ist gegen den Generalstreik, weil er nur zu einer Revolution führen würde, für die das Proletariat keineswegs organisirt ist. Er ist der konsequente Vertreter der staatlichen Verwaltung, kurz ein Staatssozialist, der weder dem Arbeiter schmeicheln, noch ihn zum Klassenhass aufreizen will. Die Eisenbahnen sollen auch aus der Herrschaft der Aktiengesellschaften nicht in die der Eisenbahnarbeiter übergehen, denn das hiesse nur, ein Unheil durch ein anderes ersetzen.

Die Aufgabe des Generalstreiks brachte den Broussisten bittere Vorwürfe. Damals schrieb Ferdinand Pelloutier:

„Sie, die zuerst auf ihrem Kongress in Tours 1892 den Generalstreik gebilligt haben, sie haben sich nun allmählich zurückgezogen mit dem Versuch, die Waffe, die sie selbst geschmiedet, wieder zu zerbrechen, ja, sie tadeln jetzt sogar die Organisationskommission vom 1. Mai 1895, weil sie für den Generalstreik, einen fundamentalen Punkt ihres Programms, Propaganda gemacht haben.“

Die allmähliche Entwicklung der Verstaatlichung denkt sich Brousse folgendermassen:

Das Transportwesen. — Es existirte zuerst als Hausirhandel. An die Stellē des Hausirers trat bald das am Zügel geführte Lastthier, das die Lasten tragen und fortschaffen musste, der Gebrauch des Fuhrwerks befreite das Thier von der Last und spannte es nur vor den Wagen. So spezialisirte sich die Verkehrsindustrie immer mehr. Die Spedition und das Postwesen entwickelte sich und damit das Monopol. — Immer grössere Fortschritte folgten. Dampf und Maschine verdrängten das Fuhrwesen und beschränkten es auf die Karrenabfuhr, die Hausirer wurden als Dienstmänner angestellt, das Fuhrwerk wurde durch den Waggon, das Thier durch die Lokomotive ersetzt. Da legte sich der Staat ins Mittel, schon durch die geschlossene Koalition der Speditionen aufmerksam gemacht. Er gab den Aktiengesellschaften die Konzession für die Eisenbahnen und behielt sich also einen eventuellen Uebergang in staatlichen Besitz vor.

Diese Verstaatlichung würde zunächst die Reduktion des Fahrpreises auf den Kostenpreis, dann die unentgeltliche Beförderung zur Folge haben, d. h. also eigentlich die Kollektivisation der Eisenbahnen.

Dasselbe gilt schon für die Post. Zuerst war die Zahl der zu befördernden Briefe und die Entfernung für die Beförderung massgebend, jetzt „durchläuft ein Brief mit derselben Marke, d. h. für denselben Preis, den Boulevard oder ganz Frankreich, je nach Wunsch des Absenders.“ Die Benutzung der Post wird noch allgemeiner werden und die Kontrolle, die mehr kostet als nützt, fortfallen.

Also die Beförderung der Briefe wird unentgeltlich werden, wie die Passage der Wege und Strassen, wie die Beleuchtung und der Unterricht. Der Kommunismus wird die Konsequenz der Unentgeltlichkeit aller Staatsleistungen sein.

Was macht sich aber schliesslich der heutige Arbeiter, der kaum einen Brief im Monat schreibt, aus der unentgeltlichen Briefbeförderung? Wichtigere Fragen sind zu lösen, quälendere Bedürfnisse zu befriedigen: der Hunger. Das Brod braucht der Arbeiter am Nöthigsten, deshalb will

Brousse durch die Stadt Bäckereien einrichten lassen, die zunächst an die Armen, später an Alle umsonst Brod vertheilen.

Um zum Kommunismus zu kommen, ist also die Revolution nicht nöthig. Die „Kollektivisation“ geschieht ganz von selbst. Zum Beweis führt Brousse das Beispiel des Hauses Leclair an. Leclair nämlich hatte seine Arbeiter zu Theilnehmern an dem Gewinn seines Hauses gemacht, nach und nach bekommen sie die Aufsicht in die Hand, und heute haben sie die ehemaligen Besitzer des Hauses auf Lebenszeit zu Miteigenthümern ernannt.

Warum sollten Arbeiter, die auch nur eine einzige Bank-Aktie oder Eisenbahn-Aktie besitzen, nicht auch selbst zur Kontrolle oder zu den Versammlungen zugelassen werden? Das wäre ein grosser Fortschritt der kollektivistischen Tendenz. Schliesslich würde Jeder einen Antheil an dem Besitz und Einfluss auf die Leitung gewinnen.

Könnte die Gemeinde nicht auch eine öffentliche Organisation für den Verkauf und die Prüfung des Samens und zur Verleihung von Maschinen einrichten? Zuerst würde Alles zum Kostenpreis gewährt werden, später unentgeltlich. Wie die Gemeinde schon heute für die Benutzung der Wege und den Eintritt in die öffentlichen Gebäude keine Vergütung nimmt, würde sie dann auch ihre Maschinen zur Verfügung stellen und Samen und Weinpflanzen liefern.

Kurz, die broussistische Doktrin beschäftigt sich nicht damit, „ob es brüderlich und gesetzlich ist, den kommunistischen Besitz einzuführen, sondern ob dieser sich thatsächlich entwickelt; ebensowenig damit, ob die Expropriation der Bourgeoisie und die Sozialisirung des Kapitals nothwendig ist, sondern ob diese Entwicklung sich durch die Verhältnisse selbst vollzieht; sie untersucht auch nicht, ob der erste Schritt dieser Sozialisirung den Bodenbesitz angreifen muss oder man, nach Jules Guesde, in drei Abschnitten allmählich vorgehen wird, sondern, während die Gesellschaft selbst unter der Herrschaft der Bourgeoisie ihren Eigenthumsmodus in Kommune und Staat umformt, entsteht nach ihr ganz allmählich der Kollektivbesitz, gleichviel unter welchem Namen.“

* * *

Fragt man Brousse nach den Gründen, die den Bruch mit den Allemanisten herbeiführten, so antwortet er, dass er sich der Tyrannei eines Komitees nicht aussetzen wollte, dass die Beurtheilung seiner Handlungen und das Recht ihn „abzusetzen“ beanspruchte, ohne an seine Wähler zu appelliren. „Meine Wähler haben mich gewählt und nicht Leufe, die garnicht zu meinem Wahlbezirk gehören. Wenn meine Wähler nicht zufrieden sind, so haben sie sich zu beklagen, und Niemand Anders.“

Brousse bereut übrigens die Trennung von den Radikalen durchaus nicht, die, „anstatt das Volk zu beruhigen, es reizen und zu den schlimmsten Exzessen treiben.“ Den Ausbruch eines Aufstandes würde er als Unglück betrachten. Erst, wenn die politische Macht errungen, wenn 150 bis 200 sozialistische Deputirte in die Kammer eingezogen wären und zahlreiche revolutionäre Gemeinden existirten, dann wäre die Zeit einer Revolution gekommen, und hinter den 200 Delegirten des Volkes würden 300 000 Mann marschiren. Aber wer weiss, ob das noch nöthig sein wird? Die Bourgeoisie wird schon vorher ohne Blutvergiessen kapitulirt haben.

III. Die Guesdisten.

(Französische Arbeiterpartei.)

Es gibt keine Partei, welche sich mehr entwickelt hat, wie die Partei, deren unbestrittener Führer Jules Guesde ist (dessen wahrer Name Mathieu Basile ist).

In einem Artikel des Socialiste vom 22. September 1896 erkannte dies Gabriel Deville ausdrücklich an, indem er mildernde Umstände für diesen Wechsel des Programms geltend machte:

„Diejenigen, die andere der Abtrünnigkeit beschuldigen und sich rühmen, der Tradition treu geblieben zu sein, Diejenigen, welche, während Alles sich umformt, an die unerschütterliche Kraft der alten revolutionären Grundsätze glauben, sind zurückgebliebene Menschen, die sich gegen die geringste Forschung ausserhalb der Nusschale, in die sie sich ein für alle Male eingeschlossen haben, hartnäckig sträuben.

Alles wechselt. — Unsere Taktik kann nicht mehr dieselbe wie früher sein, die sich auf die revolutionäre Kraft einer Minorität stützte, ebensowenig wie unser Sozialismus dem Sozialismus unserer Väter gleicht.

Mein ganzes Unrecht bestand darin, dass ich die Revolution so verstanden habe wie sie alle Welt versteht und wie sie noch gar zu allgemein in Frankreich aufgefasst wird.“

Heute hoffen die Guesdisten zum Sieg ihrer Ideen durch den Stimmentzettel zu gelangen.

Früher schrieb Jules Guesde in der *Égalité* vom 5. November 1882 einen Artikel, betitelt „Wir auch“, in dem er sagte:

„Nicht wegen der Frage des Dynamits trennen wir uns von den Anarchisten, wir sind ebenso bereit wie diese, alle Hilfsmittel, die uns die Wissenschaft in die Hand giebt, für unser Werk, der Befreiung der Menschheit, zu benutzen. . . . Alle Mittel scheinen uns gut, die zum Ziele führen.“

Unter dem Datum des 1. Oktober 1882 schrieb derselbe Schriftsteller einen Artikel unter dem Titel „Kandidatenmarkt“, in dem er folgendes ausführte:

„Die Arbeiterpartei, wie sie sich auf unseren Kongressen zu Marseille und Havre konstituiert und auf dem Kongress von Roanne festgelegt hat, hat zum Ziel das Gemeineigentum und zum Mittel die revolutionäre Taktik. Dieser Weg konnte nur zu den Barrikaden führen. Wenn aber Beschlüsse gefasst werden, die die Möglichkeit zulassen, mit dem Banner der Arbeiterklasse jede Art von radikaler und opportunistischer Schacherei nach dem Belieben der Genossen an den einzelnen Orten zu decken: dann ist allerdings ein weiter Spielraum für „Wahlerfolge“ eröffnet!“

Und diese Aera der Wahlerfolge hat sich in der That für die französische Arbeiterpartei weit geöffnet, und Diejenigen, welche niemals ahnten, dass sie sich den Sitzen nähern könnten, welche sie, wie sie sich ausdrückten, den Hämorrhoiden der Bourgeois überliessen, gefallen sich jetzt darin, sich dort auszubreiten, jetzt, da ihnen das allgemeine Stimmrecht lächelt. — Jenseits Wahrheit, diesseits Irrthum, die Schwelle des Palais Bourbon dient als Grenzscheide zwischen Irrthum und Wahrheit.

* * *

Man muss jedoch, um sich über diese so auffallenden Veränderungen eines Programms Rechenschaft abzulegen, die Geschichte dieser so augenscheinlichen Abtrünnigkeit verfolgen, die Geschichte der guesdistischen Partei von ihren Anfängen bis zu unserer Zeit.

Jules Guesde blieb damals, als Brousse sie leitete, im Hintergrunde der sozialistischen Partei. Seinen Parteigenossen gelang es, sich zu Stadträthen, zu Deputirten wählen zu lassen, Guesde erreichte nur furchtbare Wahl-Misserfolge. Er dachte also daran, sich an die Spitze der Partei zu

stellen und sie von dem parlamentarischen Element zu befreien; sein Plan wurde von glänzendem Erfolge gekrönt —, man setzte ihm den Stuhl vor die Thüre.

Als er den Kongress von St. Etienne am 30. September 1882 verliess, begrüßte Clovis Hugues, der damals der einzige Vertreter der Arbeiterpartei im Parlament und der Delegirte der Stuhlarbeiter von Marseille auf dem Kongresse war, sein Fortgehen mit folgenden verächtlichen Worten:

„Man verbündet sich nicht ernsthaft mit Leuten, die von einem Torquemada mit Lorgnon geführt werden. . . . Sie sind „Basile“ dem Namen nach und „Basile“ dem Handeln nach; aber nun, da sie enthüllt sind, haben sie sich gestürzt, haben sie St. Etienne verlassen, erschreckt von dem Lichte, das sich über sie verbreitete. Sie sind jetzt 24 Leute in Roanne, die sich für die französische Arbeiterpartei halten. Wie lächerlich!“

Jules Guesde erwiderte in seiner Zeitung mit dem Artikel, den wir schon unter dem Titel „Kandidatenmarkt“ angeführt haben, am 15. Oktober folgendermassen:

„Die Scheidung, welche sich soeben zwischen dem revolutionären und dem parlamentarischen Element in der Organisirung des Proletariats vollzieht, kann nur der Thätigkeit der sozialen Umwandlung zugeschrieben werden, welche wir verfolgen und die umso lebhafter und sicherer vor sich gehen wird, je mehr wir alle Diejenigen auf dem Wege zurücklassen, die in der allgemeinen Befreiung nur ihren Sondervortheil gesehen haben.

Dank dem Kongress von Roanne, der das Expropriationsprogramm von Marseille und Havre bestätigt und vervollkommen hat, bleibt dies Programm das einzige Banner alles dessen, was das Proletariat an Soldaten besitzt, die in ehrlichem Kampfe für die Verstaatlichung der Produktionsmittel eintreten.“³⁾ —

Als Guesde Anführer der Partei geworden war, sah er bald ein, welche Macht seiner Partei durch das allgemeine Stimmrecht in die Hand gegeben war. Vom Verächter des Stimmrechts wurde er also dessen Vertheidiger. Und er hatte nicht Unrecht: Seine Wahlerfolge belohnten ihn für seinen Mangel an politischer Treue.

Ein bewunderungswürdiger Redner, ein mächtiger Dialektiker, ein gewaltiger Organisator, verstand es Guesde, seine Partei zu einer der mächtigsten zu erheben. Die 24 Leute von Roanne brachten Legionen hervor, und bei den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften im Jahre 1893 erlangte die französische Arbeiterpartei 250 752 Stimmen gegen 52 772 im Jahre 1889. Bei den Kantonalwahlen von 1895 gelang es ihr, in den 137 Kantonen, in denen sie den Kampf aufgenommen hatte, 166 446 Stimmen gegen 66 000 vom Jahre 1892 zu erringen.

Die Anzahl der Gruppen, die der Arbeiterpartei angehören, beträgt 833, von denen 192 allein für den Bezirk des Nordens sind, deren Anführer Bürgermeister Delory und Stellvertreter Ghesquière von Lille, Bürgermeister Carette von Roubaix, Delaluge von Calais, Bürgermeister Salembier von derselben Stadt und Delsale sind.

Die Vereinigung des Südens, dessen Hauptsitz in Bordeaux ist, wird von Lavigne, dem Hauptmann Dupont von Bordeaux und dem Doktor Delon von Nîmes geleitet.

³⁾ Am 25. Juni 1896 sagte Jules Guesde auf der Rednertribüne des Palais Bourbon: „Nur durch die gesetzliche Waffe des allgemeinen Stimmrechts wird das kollektivistische Heer verhängnissvoll werden und binnen Kurzem Herr der Macht, Herr der Republik werden.“

Die Vereinigung des Westens, deren Hauptsitz in Nantes ist, ist unter der Leitung von Brunellière aus Nantes und dem Stadtrath David aus Angers.

Der Sitz der Vereinigung des Ostens ist in Croyes und die einflussreichen Leute sind dort Pedron, Congeron, Créé und Bürgermeister Millet von Romilly.

Paris ist zum Schluss der Sitz der Vereinigung des Zentrums, deren Anführer Guesde, Chauvin, Dereure, Carnaud, der Deputirte von Marseille, und der Coiffeur Prevost, der neben dem Thor von St. Denis wohnt, sind.

Die Partei hat 4 Deputirte: Guesde, Chauvin, Jourde und Carnaud. Jaurès zeigt sich offen der französischen Partei gewogen, aber er gehört ihr nicht an.

Das Programm der guesdistischen Partei verlangt, dass „ebenso wie der Mensch aufgehört hat, ein Gegenstand der Konsumtion für den Menschen zu sein (in der Zeit der Menschenfresserei), er hört auch auf, für Seinesgleichen ein Gegenstand der Produktion oder Ausbeutung zu sein (verlängerte Sklaverei zunächst in der Dienstunterthänigkeit, dann in der Lohnknechtschaft).“

„Zu diesem Zweck genügt es, dass die Gesellschaft ebenso wie sie, wenigstens in den Ländern des allgemeinen Stimmrechts, die Leitung ihrer politischen Ausrüstung ergriffen hat, sie auch die Leitung der ökonomischen Ausrüstung ergreife. Keine Arbeitnehmer und Arbeitgeber mehr, die in fortwährendem Kampfe mit einander stehen, sondern eine grosse menschliche Familie ohne Vorrechte für den Einzelnen, die die Herrin ihrer produktiven Kräfte ist und sie gemeinschaftlich im sozialen Frieden für die gleiche und vollständige Befriedigung jedes Einzelnen und der Gesamtheit verwaltet!“

Die guesdistische Partei will nicht das Privateigenthum abschaffen. Dieses Eigenthum stirbt und nichts kann es wieder zum Leben erwecken. Das „Privateigenthum“ des Spinnrades, des Handwerks, der Sägen, Hammer, Windmühlen, Posten u. s. w., ist heute das Eigenthum einer Aktiengesellschaft, in der Gestalt des Besitzes von Eisenbahnen, Hochöfen, mechanischen Spinnereien und Webereien, Sägemühlen und Mehlfabriken, die es getödtet haben.

So können die Guesdisten nicht beschuldigt werden, das Privateigenthum abschaffen zu wollen. Es tödtet sich selbst, es stirbt, es ist todt, nicht sie wollen seine Zerstörung, sie verzeichnen diese Zerstörung bloß und sehen sie klar voraus.

Dieser Scharfblick giebt ihnen auch die Möglichkeit, dem Privateigenthum ihre Hilfe zu versprechen. Es wird ihnen niemals gelingen, es zu retten, das geben sie zu, aber sie können wenigstens seinen Untergang verzögern. Und so hat man die eigenthümliche Erscheinung, dass Kollektivisten, deren Programm die möglichst schnelle Erreichung der Verstaatlichung aller Güter enthält, den Grundbesitzenden ihre Hilfe angedeihen lassen, dass sie ihnen die Aufhebung der Grundsteuer vorschlagen, die doch nur die erste Einziehung eines Gutes von seiten des Staates ist, das ihm später ganz zufallen muss. Ich brauche nicht mehr hinzuzufügen, dass man den Guesdisten allgemein dieses Entgegenkommen verübelt hat, in dem die revolutionären Sozialisten die Folge der Schmeicheleien, der Aufmerksamkeiten bei den Wahlen sehen.

Die Guesdisten brauchen Bauern, um Mandate zu erringen, denn die Stadtarbeiter können ihnen in Frankreich keine genügende Majorität

verschaffen. Ihre Mandate können von den Stimmen der Landbevölkerung zerstört werden.

Darum richtet sich das guesdistische Programm nach den Wünschen der Bauern, unter dem Vorwande, dass der Kleingrundbesitz ein Arbeitswerkzeug ist.

Im Jahre 1879 schrieb Guesde:

„Von den Kapitalien sind einige, wie der Grundbesitz, keine menschliche Schöpfung, sondern gingen dem Menschen voraus, für den sie eine *conditio sine qua non* sind. Sie können daher nicht den einen, mit Ausschluss der anderen gehören, ohne dass die anderen bestohlen werden. Und wenn man diese Diebe zwingt, das mit Unrecht Erlangte wieder herauszugeben, das wird immer angesehen werden nicht nur als ein Recht, sondern als eine Pflicht, und zwar als die heiligste der Pflichten.“ (Kollektivismus und Revolution Seite 29.)

In der That bilden die Guesdisten, mit Ausnahme von Paris, wo die Blanquisten und die Allemanisten alle Macht besitzen, die zahlreichste Partei aller sozialistischen Gruppen. Der ganze Norden (wenigstens das Gebiet der Bergarbeiter), die Gironde und der ganze Bezirk des Zentrums (von Allier, die Loire hinunter bis Lyon), l'Hérault, l'Aude le Dauphiné und die Mündungen der Rhone: das ist das Gebiet der marxistischen Partei. Es würde sehr leicht sein, für jede sozialistische Partei eine Karte zu zeichnen und ihr das ganze Gebiet, auf dem sie herrscht, zuzuweisen. Und es ist in der That, wo eine solche Gruppe die Herrschaft führt, unmöglich, für die andern Parteien Propaganda zu machen. Man begreift das leicht, wenn man daran denkt, dass die Macht einer Partei fast ausschliesslich von der Energie und der Intelligenz Derjenigen abhängt, die sie in dem Bezirk vertreten. Das Beispiel von Martinet in Tours ist ein sehr bezeichnendes. Während die Broussisten nur auf Paris einen gewissen Einfluss ausüben, ohne dass es ihnen gelingt, sich in der Provinz auszubreiten, trieb Marninet, Vertreter der Broussistenpartei, als er nach Tours geschickt wurde, um dort eine Zeitung zu gründen, dort eine so geschickte Propaganda, dass die Touraine bald ein ausserordentlich bedeutendes Gebiet der Partei wurde, deren Anführer Brousse war.

IV. Die Blanquisten.

(Revolutionäres Zentralkomitee.)

Das revolutionäre Zentralkomitee ist im Jahre 1881 unter diesem Namen für den politischen Wahlkampf gegründet worden, an welchem die Partei in Paris und im Cher theilgenommen hat. Er existirte aber früher. Da die Partei damals, wie schon früher, in allen Fragen und Dingen ihre eigenen Ideen, ihr deutliches Programm, ihre Tradition, ihre Taktik und ihre Methode hatte, da sie das Gesetz ihrer Entwicklung immer besser begründet hatte, so lag es ihr nicht ob, zu prüfen — was gleichbedeutend mit ihrer eigenen Negation gewesen wäre — ob sie sich mit einer anderen, spätern Fraktion der sozialistischen Partei zu vereinigen hätte. Vor diesen Fraktionen war sie eine Partei gewesen, sie war es und blieb es.

Direkt aus der französischen revolutionären Tradition hervorgegangen, welche vor 1870 in Blanqui verkörpert war, hat sich das revolutionäre

Zentralkomitee durch die seit 1870 erfolgte enge Verschmelzung der Blanquisten und Internationalisten gebildet. Sein Sitz, Mittelpunkt und Personal von sicherer Herkunft, befindet sich in seiner gegenwärtigen Form und Entwicklung während der Belagerung in der Corderie, im Zentralkomitee der zwanzig Arrondissements, welches durch die Delegierten der revolutionären sozialistischen Komitees jedes Arrondissements gebildet wird. Ihre Mitglieder empfangen ihre Mandate und ihre Titel von öffentlichen Versammlungen, welche wenigstens ihre Delegation bestätigten, wenn sie von den Komitees gegeben war. — Die Delegierten der Corderie, sind es gewesen, welche, durch einen grossen blanquistischen Zuschuss verstärkt, im Jahre 1871, sofort nach dem Exil, in London die „revolutionäre Kommune“ konstituirten, deren Manifeste an die Kommunisten bekannt sind, und von welcher ein Theil Mitglieder des „Generalrathes der Internationale“ waren, bis zum Kongress im Haag und der Uebertragung des „Generalrathes der Internationale“ nach Amerika.

Die Commune révolutionnaire aus der Corderie hervorgegangen, hat also das revolutionäre Zentralkomitee geschaffen. In ihr sind während des Exils die Ideen und die Politik ausgearbeitet worden, welche nach der Rückkehr aus dem Exil die Bildung und Entwicklung der Partei geleitet haben.

Die „revolutionäre Kommune“ hatte während des Exils drei Thätigkeitszentren: London, Brüssel und Genf, und nach und nach war sie in Frankreich eingedrungen. Nach der Amnestie um den aus dem Gefängnisse befreiten Blanqui vereinigt, hatte die Partei nach dem Tode des grossen Revolutionärs ein eigenes Leben wieder angefangen und es beim Herannahen der Wahlkampagne von 1881 für nöthig erachtet, einen Namen anzunehmen, der sie charakterisirte.

Die blanquistische Partei ist immer eine Vortrabs- und Kampfpartei geblieben, eine im hohen Grade revolutionär-sozialistische Partei, die in beständiger Berührung mit dem Volke ist, um es zu erregen, aufzureizen, es zur unauhörlichen Thätigkeit in jeder Form und besonders in der politischen, d. h. wirksamsten Form anzuspornen.

Zum Unterschiede von den verschiedenen französischen Arbeiterparteien, welche den Beitritt bei Syndikaten zulassen, lässt die blanquistische Partei ihn nicht zu, und wenn sie von den Syndikaten verlangt, keiner politischen Partei beizutreten, damit sie die Totalität der Arbeiter der Korporation umfassen können, fordert sie die zum Theil sich aus diesen Syndikaten rekrutirenden politischen Gruppen auf, ganz politisch zu sein.

Das revolutionäre Zentralkomitee wird von den Delegierten der Pariser Komitees und denen des Weichbildes gebildet, und zwar kommt ein Delegirter auf zehn Mitglieder und Fraktion von zehn Mitgliedern. Die Departementskomitees können sich auch durch einen Delegierten repräsentiren lassen. Es versammelt sich jeden Dienstag. Sein Bureau besteht aus einem Sekretär, einem Hilfssekretär, einem Schatzmeister und einem Hilfschatzmeister, welche im Januar für ein Jahr gewählt werden. Wenigstens der Sekretär muss eines der Mitglieder der Verwaltungskommission sein.

Die Verwaltungskommission ist die exekutive Kraft des revolutionären Zentralkomitees. Sie allein hat das Recht, während der Zeit zwischen den Sitzungen in ihrem Namen und unter ihrer Verantwortlichkeit dringende Beschlüsse zu fassen. Sie bereitet die Tagesordnungen und die Arbeit des Komitees vor und ruft es zu ausserordentlicher Zeit zusammen, wenn es nöthig ist.

Diese Kommission wird für ein Jahr ernannt, und ihr gehören von Rechtswegen die Deputirten und Gemeinderäthe von Paris und die Deputirten der Provinz an.

Die blanquistischen Deputirten sind: Vaillant, Chauvière, Sembat, Walter und Baudin.

Der einzige Gemeinderath von Paris ist Emile Landrin, Vizepräsident des Gemeinderathes.

Besonders charakteristisch für die blanquistische Partei ist ihre Ehrlichkeit.

„Das Komitee lässt nur diejenige Handlungsweise nicht zu, welche, wenn auch nur scheinbar, im Widerspruch mit dem sozialistischen Programm, mit der sozialistischen Idee oder der Ehre steht und die sozialistische Thätigkeit auf das Niveau der politischen Kombinationen der Bourgeoisparteien herabdrücken, sie diskreditiren und entehren würde. Es giebt nicht zweierlei Moral, eine private und eine öffentliche, wie es alle Politiker gesagt oder praktizirt haben. Die Ehrlichkeit ist die strenge Pflicht, die einzig wahre und geschickte Taktik des Sozialismus.“

* * *

Neben der blanquistischen Partei und mit ihr zusammen geht die Alliance Communiste révolutionnaire. Diese neue Schöpfung ist nicht dazu bestimmt, verschiedene Gruppen und Parteien in eine Organisation zu vereinigen und zu absorbiren, sondern dazu, einen organischen Kontakt zwischen den Parteien und Gruppen herzustellen, welche nicht mehr durch wesentliche Unterschiede getrennt sind, sondern im Gegentheil, nachdem sie sich zu wiederholten Malen als nahe politische Verwandte gefunden, eine Verständigung zu gemeinsamer Handlung herstellen wollen, jedesmal wann es ihnen beliebt, und jede Spaltung untereinander dadurch unmöglich machen wollen, dass sie jeden Eingriff der einen Partei in die Rechte der anderen verhindern.

Diese Organisation besteht gegenwärtig aus dem revolutionären Zentralkomitee und allen mit ihm zusammenhängenden Komitees, aus dem Komitee der revolutionär-sozialistischen Arbeiterpartei (allemanistisch) des 20. Arrondissements, aus dem Komitee der revolutionär-sozialistischen Arbeiterpartei des 10., aus der Föderation des Ostens und der Föderation der Ardennen, welche beide mit der revolutionär-sozialistischen Arbeiterpartei zusammenhängen.

Die Allianz zählt zu ihren Mitgliedern acht Deputirte, Baudin, Groussier, Chauvières, Constant, Dejeante, Marcel Sembat, Vaillant, Walter; fünf Generalräthe des Seinedepartements: Berthaut, Faillat, Landrin, Thomas, Adrien Weber; endlich zahlreiche Stadträthe der Provinz, vorwiegend in Dijon, Commeny, Vierzon-Village, Bézenet, Domérat, ferner in Toulouse, Tulle, Cahors, Vierzon-Ville, St. Claude, St. Ouen u. s. w.

Alexander Petöfi.

Von

Ernst Garami.

(Berlin.)

Alexander Petöfi wird heute in Ungarn viel gefeiert. Es wird dies für eine hochpatriotische Pflicht gehalten, --- und wer will heute in Ungarn kein Patriot sein?

Freilich wenn man näher zusieht, so wird man ja sehr bald merken, dass diese Begeisterung Alles eher ist, als eine Begeisterung für den Revolutionär Alexander Petöfi. Seine Ideale, die Forderungen der Revolution, sind längst vergessen und begraben. Auch nicht eine einzige der vielen unerfüllt gebliebenen denkt das liberale Bürgerthum zu verwirklichen, und nur mit einem gewissen Schauern kann der gut patriotisch-loyale Bürgersmann an jenen Beschlüssen des revolutionären Parlaments denken, in dem die Entthronung des Königshauses ausgesprochen wurde. Das ist ein überwundener, längst vergessener Standpunkt, und wie ungefährlich diese Begeisterung für Petöfi ist, zeigt schon der Umstand, dass die Petöfi-Verehrung eine sozusagen offizielle ist, eine von der Regierung nicht nur geduldete, sondern auch geförderte. Der ungarischen Regierung kann man aber den Vorwurf revolutionärer Gesinnung füglich ersparen.

Wenn Petöfi dies erlebt hätte! Wie würde er diese Pharisäer mit von ehrlichem Zorne geröthetem Gesichte aus seinem Tempel treiben! Wie würde er sie mit den Skorpionen seines Spottes und Hohnes züchtigen, diese, die längst vergessen, wofür er gelebt und gestorben, sein Andenken von den sonnigen Höhen der für die Freiheit Gefallenen herunterzerren in den Schmutz des Chauvinismus und Rassenhasses! Wenn er geahnt hätte, wie mit seinem Patriotismus Missbrauch getrieben wird, wenn er es hätte ahnen können, wie man das Wort Vaterland zu elenden, selbstsüchtigen Zwecken missbrauchen wird, — nie, nie hätte er dies Wort niedergeschrieben! Aber sein Patriotismus war ehrlich und selbstlos, wie er ehrlicher und selbstloser nicht sein kann. Patriotismus bedeutete damals den Kampf für die Freiheit, — heute ist er zum Feldgeschrei der Reaktionsmänner geworden. Damals lag die Macht der Regierung in österreichischen Händen, lag in Wien. Das ungarische Volk sollte nicht nur ausgebeutet und unterdrückt werden, es sollte auch gerinantisirt werden. Die heisserschte Freiheit zu erkämpfen, war gleichbedeutend mit der Abschüttelung des fremden Joches, mit der Selbständigmachung Ungarns. Selbst die ungarischen Bevorrechteten, die Magnaten u. s. w., stellten sich an Seiten des ungarischen Volkes, denn sie liefen Gefahr, ihrer Vorrechte verlustig zu gehen. So spitzte sich der Kampf bald zu einem nationalen zu. Dass also damals Patriotismus gleichbedeutend war mit freiheitlicher Gesinnung, dass alle Kundgebungen der Revolution sich als patriotische, gegen Fremde gerichtete ergaben; dass Petöfi den ganzen Hass seiner vulkanartigen Seele gegen dieselben ausgoss, und dass dies in seinen Gedichten den schärfsten Ausdruck fand, ist wohl selbstverständlich. Aber dieser Hass richtete sich, und ganz speziell bei ihm, nur gegen die fremde Herrschaft; das deutsche Volk liebte er ebenso leidenschaftlich, wie er die Unterdrücker desselben hasste. Nicht im Traum fiel es ihm ein, das deutsche Volk, welches ja zur selben Zeit und in Wien sogar gegen denselben Despoten kämpfte, anzugreifen. Im Gegentheil verfolgte er die revolutionäre

Bewegung des Auslände mit Begeisterung, und er beklagte mehr als einmal in zornigen, erbitterten Worten, dass sein Vaterland noch immer ruhig ist, noch immer nicht erwachen will.

Dieser ganze, aus den damaligen Verhältnissen herausgewachsene nationale Charakter der ungarischen Revolution ist es, welche es den heutigen herrschenden Klassen ermöglicht, dieselbe und ihre leitenden Männer für ihre chauvinistischen, herrschsüchtigen Zwecke zu missbrauchen. Das Deutschthum, das deutsche Volk, werden hingestellt als die Unterdrücker und Aussauger Ungarns, sie werden als Jene hingestellt, gegen welche sich der Freiheitskampf richtete, als Jene, gegen welche Petöfi so energisch kämpfte und focht.

Von den allgemeinen politischen Verhältnissen begünstigt, war es nicht schwer, das Volk in diesem Glauben zu erhalten und zu befestigen. Es wurde ein allgemeiner Glaubenssatz, dass Petöfi „Patriot“ war, Patriot und weiter nichts. Dies ist die Erklärung für das tragische Loos Petöfi's: von loyalen Patrioten verehrt zu werden, von seinem Volke aber verkannt zu werden. Und Beides hat er nicht verdient.

Alexander Petöfi wurde im Jahre 1823 in Ungarn geboren. Seine Wiege stand im weiten Tieflande, da wo die Puszta sich schier unendlich ausbreitet und das Auge ungestört von einem Ende des Horizonts zum anderen schweifen kann. Zu dieser Puszta beseelte ihn auch in späteren Jahren eine sehr grosse Liebe; in manchem seiner Gedichte feierte er in überschwänglichen Worten die Schönheiten seiner engeren Heimath. Aber er sah in ihr nicht nur die geliebte Stätte seiner Kindheit, er sah in ihr auch ein Symbol der unbegrenzten, uneingeschränkten, ewigen Freiheit. Vor sich die weite, unendliche Ebene, über sich den prachtvollen, blauen Himmel: hier, hier fühlte er sich glücklich, hier war seine grosse Seele, die auch keinen, nicht den mindesten Zwang zu ertragen verstand, glücklich. Schon in seiner Kindheit und Jugendzeit zeigte sich sein wilder, trotziger Charakter: in der Schule und bei seinen Eltern, mit einem Wort, überall wo seinem freien Willen und Wollen eine Grenze gesetzt war. Sein Vater war Metzger, aber ihm konnte dies Handwerk nicht gefallen. Mit 15 Jahren war ihm der Schulbesuch zu einer unerträglichen Last geworden. Um sie los zu werden, beschloss er, sich an wandernde Schauspieler anzuschliessen. Sein Plan wurde aber entdeckt und vereitelt. Aber der Zwang, den er hatte erdulden müssen, brannte ihm wie eine unendliche Schmach auf seiner Seele. Sein Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit wurde noch ungestümmer, unbändiger als früher. Zu den Schauspielern wollte er nicht nur gehen, um diese Freiheit zu erreichen, es beseelte ihn auch wahre Liebe zu der Bühne, die auch in späteren Jahren in ihm lebendig blieb. Das freie, ungebundene, zigeunerische Leben dieser wandernden Truppen gefiel ihm. Hunger und Noth, die wahrlich nie fehlten und die er selbst in manchem seiner Gedichte mit einem wahren Galgenhumor schilderte, konnten ihn nicht zurückschrecken, konnte er doch frei und unabhängig leben, leben für seine Muse und die Kunst. Er verliess Chemnitz, wo er eine Schule besuchte, heimlich und ging nach Pest als Statist zum Nationaltheater. Hier blieb er auch nicht übermässig lange, sondern ging nach Oedenburg, wo er sich — anstatt nach der Schule zu gehen — beim Militär anwerben liess. Im Jahre 1841 wurde er von dort entlassen. Da ging er wieder zur Bühne und setzte auch seine litterarische Thätigkeit fort. Im Jahre 1844 endlich wurde er als Mitarbeiter an ein Pester Blatt berufen.

Seine Gedichte gefielen sehr, und das Publikum gewann ihn bald lieb, — auf der Bühne aber, zu welcher er sich wieder zurückwandte, blühten ihm keine Lorbeeren, und erbittert und niedergeschlagen kehrte er dem Theater den Rücken.

Von da an datirt seine eigentliche litterarische Thätigkeit. Petöfi war, wie in seinem ganzen Charakter, so auch in seinen Dichtungen. Er hatte nichts an sich von Gekünsteltem, Gesuchtem. Alles, was er fühlte und dachte, Alles, was ihn beseelte: seine unendliche Liebe wie seinen leidenschaftlichen Hass, seine Träume und Hoffnungen wie seine Enttäuschungen, Alles brachte er in seinen Gedichten zum beredten Ausdruck. Immer den Eindrücken und Impulsen des Moments nachgehend, schrieb er seine Gedichte bald in der rosigsten, lebensfrohen Stimmung, bald von wildem Pessimismus ergriffen. Die Stunden der Niedergeschlagenheit dauerten aber nie lange. Seine energische Kampfnatur überwand stets die grössten Schicksalsschläge; nie konnten ihn die Zweifel an der eigenen, an der Sache des Volkes besiegen.

Kampf, das war sein Leben! Nur wenn seine glühende Seele sich im leidenschaftlichen Kampfe austoben konnte, nur wenn er seine Feinde mit seiner ganzen Energie und seinem Hasse verfolgen konnte, war er glücklich.

So wurden denn auch sehr viele seiner Gedichte — die im Jahre 1848/49 verfassten fast durchweg — wahre Sturmlieder. Schon im Jahre 1844, vier Jahre vor Ausbruch der Revolution, schrieb er sein Gedicht: „Gegen die Könige“. In der vormärzlichen Zeit war es ihm natürlich unmöglich, dies Gedicht, in welchem er mit beispielloser Vehemenz die Träger der Kronen angriff, zu veröffentlichen. Erst im Jahre 1848 trat er damit hervor. Es lag ja in der Natur der Verhältnisse von damals und im Temperamente Petöfi's, dass er, von einem glühenden Hasse erfüllt, gegen jeden Despotismus, jede Unterdrückung sich sein Hass wie in einem Brennpunkte auf die äusseren Machthaber, die Fürsten und Könige, konzentrirte. Er war Republikaner mit Leib und Seele und er glaubte sein Ideal nur erreichen zu können, wenn der letzte Monarch aus dem Wege geräumt ist. Klassisch hat er diese seine Anschauung in seinem mitten im Toben der Revolution verfassten Gedichte ausgedrückt: „Erhänget die Könige!“

Petöfi war ein echter Volksdichter. Er kleidete seine Gedichte nicht in schimmernde, prachtvolle Gewänder. Er stieg nicht hinab zu den wunderbaren Geistestiefen unserer grossen Denker, — einfach in der Sprache des Volkes sprach er, ungebunden und ungekünstelt wie im Leben, so war er auch in seinen Werken. Er wurde schon in seinem Leben deshalb von verpöpten Aesthetikern viel angegriffen; aber mit Lachen und spottend wies er sie zurück, und nannte selbst seine Gedichte „Zerlumpte Helden“.

War es ihm auch in der vormärzlichen Zeit unmöglich, seine ganzen Gefühle in seinen Gedichten austoben zu lassen, so verfehlte er doch nie, mit einer nicht minder scharfen Feder wie die Heine's, seinen Spott und Hohn und seine beissende Ironie über die Feinde des Volkes auszugiessen. Unzählige Gedichte zeigen ebenso von seinem köstlichen, urwüchsigen Humor, wie von seinem Zorne über die Zustände in seinem Vaterlande. Das Unhaltbare und Schmäbliche dieser Zustände hatten in ihm schon früh den Gedanken an einen kommenden gewaltsamen Ausbruch des Volkszornes entstehen lassen, und er verfehlte nie, sein Volk aus seiner Apathie zu wecken, es vorzubereiten. Im Jahre 1847, ein Jahr vor Ausbruch der Revolution, schrieb er sein Gedicht „An die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts“. Zwei Verse dieses Mahnrufes,

in welchem er die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts auffordert zum Kampfe für die Sache des Volkes, mögen hier stehen:

Wohl giebt es tückische Propheten
Die allenthalben thun bekannt:
Wir brauchen weiter nicht zu wandern,
Erreicht ist das gelobte Land.
Doch sind dies Lügen, freche Lügen —
Hört an nur die Millionen da,
Die in der Sonne Gluthen darben
Und dürsten, der Verzweilung nah'.

Wenn einst vom Korb des Ueberflusses
Ein Jeder nimmt sein gleiches Pfund,
Wenn einst am Tisch des Menschenrechtes
Ein gleiches Recht wird Allen kund,
Wenn einst des Geistes Sonnenhelle
Durch jedes Haus zieht seine Bahn —
Dann werden wir erst rufen können:
Nun ruht, erreicht ist das Kanaan!

Er hatte, wie es ja damals bei ihm kaum anders sein konnte, einen sehr ausgeprägten Nationalstolz. In unzähligen seiner Lieder besang er sein Vaterland; die Puzten und Ebenen Alfölds, die Höhen und Thäler des Karpathenlandes, seine grossen fischreichen Flüsse; immer pries er es in wunderbarer Begeisterung als das schönste und reichste Land der Welt. Aber die Liebe zu seinem von der Natur so reich bedachten Vaterlande liess die Schmach, die auf demselben lastete, ihm noch viel grösser erscheinen. Jedesmal, wenn er begeistert zur Leyer griff, um die Herrlichkeiten Ungarns zu preisen, klagte er um so schmerzhafter über die Knechtung des Landes, je herrlicher, je schöner die Natur ihm dasselbe erscheinen liess.

In der Revolution hat er, von dem allerersten Schritt derselben an bis zu seinem Tode, stets mit aller Kraft theilgenommen. Jahre vor Ausbruch derselben ahnte er bereits, dass dieselbe kommen wird, und es war sein sehnlichster Wunsch, an derselben mit seiner ganzen Gewalt und Energie theilnehmen zu können, für dieselbe sein Leben einsetzen zu können. Der 15. März 1848 war der Anfang, der erste Anstoss der ungarischen Revolution, und einer der Ersten, welche den 15. März zu einem Gedenktag in der Geschichte Ungarns gemacht haben, war Alexander Petöfi.

Viel zu klein ist der Raum hier, um auch nur andeutungsweise und skizzenhaft würdigen zu können, was Petöfi, der ungarischen Revolution war, was er für dieselbe that. Einer der Allerersten war er, die den Anstoss zum Ausbruch zu einer aktiven Thätigkeit derselben gaben, und bis zu seinem Tode kämpfte er stets mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuth, jede Sekunde seines Lebens der Sache widmend. So starb er schliesslich im Kampfe für dieselbe, auf dem Schlachtfelde, nachdem er, nach vielfachen Widerwärtigkeiten, von gemeinem Soldaten zum Major und Adjutanten des Generals Bem avancirt ist und alle Strapazen und Gefahren des Krieges mitgemacht hatte.

Während seiner ganzen aufreibenden militärischen und agitatorischen Thätigkeit liess er seine Leyer doch nicht ruhen. Schwert und Feder führte er zugleich, mit dem einen lichtete er die Reihen des Feindes, mit der anderen rief und begeisterte er immer neue und neue Schaaren zum Kampfe für die Freiheit . . .

Vor der Schlacht zu Schüssburg, am 31. Juli 1849, ist er das letzte Mal gesehen worden. Seitdem war er verschollen. Unerkannt kam sein junger Leib

in das Massengrab der für die Freiheit Gefallenen. Nie hat man etwas Bestimmtes über seinen Tod erfahren.

Das war in grossen Umrissen das so reich bewegte junge Leben Petöfi's. Sein Leben erscheint uns heute, wie ein in dunkler Gewittersnacht vom unwöllkten Himmel, prasselnd und zündend zur Erde fahrender Blitzstrahl, welcher einen Augenblick Alles in Feuer taucht, um nach seinem Erlöschen einen nie verlöschenden Eindruck zu hinterlassen.

Es war einer der innigsten Wünsche des jugendlichen Stürmers und Drängers, auf dem Schlachtfelde im Kampfe für die Freiheit sterben zu dürfen. In herrlichen Gedichten gab er oft Ausdruck diesem seinen Sehnen und Wunsche.

Armer Petöfi! Sein Wunsch wurde erfüllt. Auf dem Schlachtfelde, das Schwert in der Hand, durfte er fallen für die Freiheit. Aber nicht die siegreichen Schaaren der Freiheitskämpfer zogen über seinen jungen Leib dahin, wilde Kosakenpferde stürmten über ihn hinweg und stampften mit ihm auch die kaum entsprossene Saat der Freiheit nieder. Und heute noch, nach einem halben Jahrhundert ist diese Saat nicht wieder entsprossen: geknechtet und unterdrückt ist sein vielgeliebtes Volk wie ehemals. An Stelle der schnallenbesetzten Schuhe der Wiener Kamarilla sind die reichumschnürten landmännischen Stiefel der „Patrioten“ getreten, und ihn, Petöfi selbst, haben diese Patrioten zu ihrem Idol herabgewürdigt . . .

Nicht die letzte Schlacht war es, die damals geschlagen wurde. Noch tobt der Kampf, noch fordert er seine Opfer und Märtyrer, — aber die Entscheidung wird fallen! Und wenn sie gefallen ist, wenn — wie er es sich so herrlich erträumt hat — die rothe Fahne der Weltfreiheit siegreich wehen wird von Ost nach West, dann wird' ein glückliches Geschlecht, auch dem Freiheitsdichter und Freiheitshelden Alexander Petöfi ein würdiges Denkmal setzen im Pantheon der Grossen der Menschheit: in den Herzen und den Köpfen Aller.

Materialistische und synthetische Geschichtsauffassung.

Ein Beitrag zur sozialistischen Geschichtsphilosophie.

Von

E. Belfort Bax.

(London.)

Von allen theoretischen Fragen des Sozialismus erregt mit Recht das meiste Interesse die Geschichtsauffassung der Sozialisten. Nicht nur sozialistische Denker, sondern auch viele moderne Historiker haben die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, deren Begründer Marx und Engels waren, angewandt, und Niemand, der den Anspruch macht, unbefangen zu urtheilen, wird umhin können, die Wahrheit der Lehre anzuerkennen; doch die Mehrheit (jedenfalls der deutschen Parteigenossen) hat die Neigung, die ökonomische Geschichtsauffassung, wie sie auch genannt werden kann, als Dogma aufzufassen und einzig und allein zur Erklärung menschlicher Entwicklung zu handhaben; ob Letztere im Sinne von Marx und Engels handeln, möchte ich bezweifeln. Es ist ja menschlich erklärlich, dass die hervorragenden Urheber der materialistischen oder richtiger ökonomischen Geschichtsauffassung (die Bucklesche Theorie war auch zum grossen Theil materialistisch) wie alle Bahnbrecher nicht frei von einseitigem Fanatismus waren; doch wie dem auch sei, die jetzigen Hauptvertreter der marxistischen Geschichtsauffassung, Karl Kautsky und Franz

Mehring, vertreten sie rein in ihrer dogmatischen Form; sie behaupten, dass alle historischen Gebilde des menschlichen Denkens, Wollens und Handelns einzig und allein auf ökonomische Bedingungen, d. h. auf Produktions- und Austauschweise, als ihre einzige Grundursache zurückzuführen sind. In einer Polemik, die vor einigen Monaten stattfand, wies ich darauf hin, dass in der Geschichte immer zwei Faktoren anzutreffen sind — ein äusserer und ein innerer — Bedingungen der Lebensweise und die schaffende Thätigkeit des menschlichen Geistes. Ich suchte ferner zu beweisen, dass der letztere Faktor nicht nur passiv oder negativ, sondern auch aktiv in die Entwicklung eingreift und als ergänzendes Moment, welches bis jetzt vernachlässigt worden ist, eine wichtige Rolle in der Gestaltung eines geschichtlichen Resultats spielen kann. Ferner habe ich ausgeführt, dass dem geistigen Faktor sowohl in verschiedenen Entwicklungsstadien und Epochen als auch verschiedenen Sphären des sozialen Lebens ein dem Grade nach mehr oder weniger grosser Einfluss auf die Gesamtwirkung zukommt. Es muss auch zugegeben werden, dass während der historischen Periode die ökonomischen Bedingungen des Lebens meist vorherrschend waren und gestaltend auf die anderen Interessen gewirkt haben. — Als Ganzes betrachtet ist jeder historische Prozess aus der Wechselwirkung beider Faktoren entstanden. Bei manchen Vorgängen spielt allerdings der eine Faktor eine so kleine Rolle, dass er nur minimalen Einfluss hat oder nur sehr wenig in Betracht kommt, so z. B. geht der Fortschritt der Produktionsweise in vielen seiner Stadien sozusagen mechanisch vor sich, von einer Stufe zur anderen, gleichsam getrieben von seiner eigenen Nothwendigkeit; menschlicher Geist und Wille spielen hier eine gänzlich nebensächliche Rolle. Ich will hier das berühmte Beispiel von Adam Smith anführen. Eine epochemachende Verbesserung einer Maschine, welche eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der Technik hervorbrachte, war die Erfindung eines Knaben, der, seines Dienstes müde, eine einfache Manipulation ersann. So verdanken wir dem jugendlichen Instinkt der Trägheit und harmlosen Spielsucht eine Reihe von Veränderungen der Produktionsweise, welche nothwendig eine aus der anderen entspringen, von keinem Menschengenuss beabsichtigt oder gar vorhergesehen. Auch der moderne Kapitalismus nimmt einen solchen Entwicklungsgang. In seiner jetzigen Gestalt wirkt er auf alle Interessen des Lebens, treibt die Menschen ohne ihren Willen und ihr Bewusstsein vorwärts. Der einzelne Kapitalist muss sich dem Prozess anpassen, sonst wird er von der Konkurrenz zermalmt; er kann eben dem Entwicklungsgang der modernen kapitalistischen Wirthschaft nicht widerstehen, dies gilt bei den Sozialisten als Entschuldigungsgrund für die Handlungen des einzelnen Kapitalisten. Wenn auch einzelne Vorgänge oder gewisse Phasen der Entwicklung unter geringer Betheiligung des eigentlichen psychologischen Faktors sich vollziehen, so giebt es doch wieder andere Prozesse, die sich ohne das wesentliche Zuthun der äusseren wirtschaftlichen Momente vollziehen. — Die psychologischen Erscheinungen verfolgen die Richtung ihres eigenen Antriebes nach ihren immanenten Gesetzen, ohne wesentlich von den äusseren fremden Momenten beeinflusst zu werden. — Für letzteres habe ich als Beispiel in der eben erwähnten Kontroverse die Geschichte der Philosophie angeführt. Zum Beweis könnte man noch Anderes anführen, z. B. die Geschichte der Mathematik. Da ich selbst nicht Mathematiker bin, stützte ich mich auf die Angaben meines Freundes Hyndman. Uns wurde hierauf mit folgendem Zitat aus Engels erwidert: Wie alle anderen Wissenschaften ist die Mathematik aus den Bedürfnissen der Menschen hervorgegangen; aus der Messung von Land und Gefässinhalt, aus Mechanik und Zeitrechnung (Engels, Anti-Dühring, I, 3). Nun, diese Verwechslung zwischen der blossen äusseren Anregung zu einem Studium und dem Inhalt desselben selbst kommt uns bei einem Denker allerdings befremdend vor. Etwas Kindischeres als die Zurückführung irgend einer Wissenschaft auf ökonomische Verhältnisse durch den Hinweis, dass den

Menschen dieses Gebiet durch einen physischen oder wirtschaftlichen Trieb erschlossen worden ist, lässt sich kaum denken.

In der Geschichte der Philosophie findet man wenigstens bei ihren Hauptproblemen eine rein geistige Entwicklung, die von den zeitweiligen ökonomischen Bedingungen nicht wesentlich beeinflusst worden ist, sondern sich der Hauptsache nach durch eigene Kraft fortgebildet hat. — Kein einziger der Hauptabschnitte der Geschichte der Philosophie lässt sich auf ökonomische Ursachen zurückführen. — Philosophie im engeren Sinne besteht aus Analyse der bewussten Realität und aus einer Deduktion der Möglichkeit derselben; sie ist gleichbedeutend mit Erkenntnistheorie im weitesten Sinne des Wortes. Das Problem der Philosophie ist an und für sich allesumfassend; sie will die Welt als Vorstellung, d. h. als bewusste Sinnesbestimmung erklären. Karl Kautsky verwechselt in einem Angriffe gegen mich (Neue Zeit XV, 23), beständig, wie viele Leute, die im philosophischen Fache nicht gerade sehr bewandert sind, diese allumfassende Wissenschaft mit der Psychologie, d. h. mit der Beobachtung und dem Studium der subjektiven geistigen Vorgänge des Einzelnen und ihren Gesetzen. — Dies geht deutlich aus seinen Argumenten hervor; er schreibt: „Wo wäre sie (die Erkenntnistheorie) ohne die Experimente und Theorien unserer Akustik und Optik, ohne die Physiologie der Sinnesorgane, ohne die Helmholtz, Rokitansky, Zöllner, Wundt u. A.?“ Darauf erwidere ich, gerade da, wo sie jetzt ist, da die genannten Experimente und Theorien nicht im geringsten mit der Erkenntnistheorie zu thun haben. Sie betreffen einzig und allein die empirische Psychologie, die, wie gesagt, ganz andere Behandlungstoffe liefert.

Die materialistische Geschichtsmethode, wie sie heute vertreten wird, ist allerdings eine bequeme Einrichtung, „wenn Alles, was in den Krain passt, als Grundlage bezeichnet werden darf, und Alles sonst als Oberfläche“, wie Kautsky (Neue Zeit XV 23 S. 718) es scheinbar thun möchte. Früher pflegte man ein solches Verfahren mit den Worten *petitio principii* zu bezeichnen. Die neue Auflage der materialistischen Geschichtsauffassung ist, wie es scheint, über solche „ideologische“ Auffassungen, wie diejenigen der Logik, erhaben. „Die Baxsche Verbesserung ist überflüssig, wenn wir uns auf die Erforschung der „verborgenen Grundlage“ des gesellschaftlichen Gesamtprozesses beschränken; zur Erklärung der oberflächlichen Gestaltungen ist sie unzureichend, weil sie nur ein Moment unter unzähligen betont, die da heranzuziehen sind.“ Das heisst einerseits soviel wie: „Die Baxsche Methode ist überflüssig“, wenn wir uns auf die Thatsachen beschränken, die sich aus rein ökonomischen Ursachen herleiten lassen. Allerdings eine ziemlich kahle Wahrheit! Dies gebe ich auch recht gern zu! Was die zweite Hälfte des oben angeführten Satzes angeht, so beruht sie auf einem krassen Missverständniss, wenn Kautsky das, was ich aus Mangel eines besseren Ausdrucks vorläufig „psychologischen Antrieb“ genannt habe, als bloss „ein empirisches Moment“ unter unzähligen auffasst. Uebrigens möchte ich gerne rechnen. Unter dem berechtigten Ausdruck „psychologischer Antrieb“ verstehe ich die Spontaneität des menschlichen Denkens, bestimmt durch den Entwicklungsgang seiner eigenen Ursachen und Wirkungen, die, soweit man sie verfolgt, nie ganz in äusseren Bedingungen erlöschen, mögen sie im Laufe ihrer Entwicklung noch so sehr von ihnen beeinflusst werden, sondern immer ihre eigene Entwicklungsreihe bis zu einer gewissen Grenze behaupten. Auf allen rein geistigen Gebieten ist das zu erkennen, in einigen mehr, in anderen weniger. In der Geschichte der Philosophie, wie in derjenigen der reinen Mathematik vollzieht sich die Entwicklung ohne eine erhebliche Beimischung von äusseren Einflüssen. Die Religion, die Kunst dagegen, namentlich die bildenden Künste (Architektur, Bildhauerei und Malerei) sind stark bedingt durch die jeweiligen ökonomischen Einflüsse,

in vielen Fällen stärker als durch ihre eigenen Traditionen. Dasselbe gilt auch in grossen Maasse von der Poesie, vielleicht weniger von der Musik, obwohl auch hier die Erfindung und Vervollkommnung der Instrumente, mit anderen Worten die einschlägige Technik, eine bedeutende Rolle spielt. Kurz und gut, die Gesamtheit des menschlichen Lebens und der menschlichen Interessen lässt sich in ihrer geschichtlichen Bedeutung auf die materielle Entwicklung der Gesellschaft und des Menschen von ihren Urkeimen aufwärts auf der einen Seite und der geistigen Entwicklung des menschlichen Bewusstseins von ihren Erregungen, wenn man so sprechen darf, auf der anderen Seite sammt und sonders zurückführen. Ich wüsste von keinem Vorgang oder Interesse, handle es sich nun um „verborgene Grundlage“ oder um „oberflächliche Erscheinung“, das nicht entweder auf das, was man unter dem Namen „materielle Bedingungen“ zusammenfasst (hauptsächlich „ökonomische Bedingungen“, theilweise, obwohl in weit geringerem Maass ethische Ursachen) zurückzuführen wäre, oder wiederum auf das, was ich unter dem Ausdruck „psychologischen Antrieb“ zusammengefasst habe. Jedoch ist die Grenzlinie zwischen beiden, finde ich, garnicht in dem Unterschied zwischen „verborgener Grundlage“ und „oberflächlicher Gestaltung“ oder, wie es sonst heisst, zwischen „geheimer Triebkraft“ und „empirisch gegebenen Umständen“ zu finden. Es gibt viele oberflächliche Gestaltungen, die direkt aus ökonomischen Ursachen zu erklären sind, dagegen kann ein spekulativer Glaube oder eine traditionelle Meinung unter Umständen eine verborgene Grundlage oder die geheime Triebfeder zu einem wichtigen historischen Ereignisse sein. Beispiele für letzteres haben wir in dem Einfluss einer Weltansicht oder Theorie, die zum Aberglauben geworden ist, von der die Leute wähnen, sich befreit zu haben, die aber fortlebt und, wenn auch in etwas verschiedener Form, als Triebfeder dient, ungehört von Denjenigen, die davon befangen sind. Trotzdem gebe ich, wie immer, gerne zu, dass während der Periode, die man unter der Geschichte der Zivilisation versteht, das ökonomische Moment fast immer das ausschlaggebende gewesen ist. Die Verkenntung dieser wichtigen Thatsache macht die ganze bisherige ideologische Geschichtsschreibung werthlos. Die Entdeckung dieser Thatsache und die Anwendung derselben auf die Geschichte bildet das grosse Verdienst von Marx und Engels. In der vorgeschichtlichen Periode hat das materialistische Moment unzweifelhaft auch eine grosse Rolle gespielt, aber wenngleich es auf Völkerwanderungen und Völkermischungen oft maassgebend war, hatte es direkt weniger Einfluss in Sachen des spekulativen Glaubens und der Religion. Letztere waren mehr abhängig von den Grundgesetzen des menschlichen Denkens und Fühlens überhaupt. Die Weltansicht wurde im Grunde genommen durch diese Gesetze bestimmt, und nicht durch die Lebensweise im ökonomischen Sinne. Der Charakter der äusseren Natur, die die Menschen umgab und die der Gegenstand einer beständigen Beobachtung war, spielt natürlich hier mit hinein. Das Gefühl der Stammesverwandtschaft, dass die Gruppe Alles sei, dass der Einzelne nur einen Werth besitze als Mitglied oder Vertreter der Verwandtschaftsgruppe, aus welchem Gefühl der Hauptzug antiker Religion, der Ahnenkultus, entstand: das Alles bestimmte die Religion im Allgemeinen. Uebrigens sind in der Urgesellschaft natürlich die verschiedenen Sphären des gesellschaftlichen Lebens garnicht scharf gegen einander abgegrenzt. Ohne den Thatsachen einen gewaltigen Zwang anzuthun, kann man nicht behaupten, dass die damals herrschenden ökonomischen Umstände allein oder auch nur im Wesentlichen die Bestimmungsgründe der damaligen spekulativen Ansichten gewesen sind. In erster Reihe kommen, wie gesagt, die Grundgesetze des menschlichen Denkens überhaupt in Betracht. Das Wesen und den Ursprung dieser Gesetze zu erforschen, würde uns zu tief in das Gebiet der Psychologie und der Philosophie hinüberleiten, als in diesem Artikel zulässig ist. In zweiter Reihe kommen die materiellen Einflüsse von aussen, deren Macht als Bestimmungsgrund der ideologischen Seite des menschlichen Lebens mit dem Fortschritt der Gesellschaft

nach allen Seiten hin wächst, z. B. die der „ökonomischen Grundlage“, d. h. die Lebensweise, und die besonders auf das sittliche Gebiet in der Bildung von ethischen Begriffen wirkt. Mit dem Wachstum der Zivilisation, mit der Klassenbildung und den Klassenkämpfen ragen ökonomische Formen und ökonomische Bestimmungsgründe immer mehr in das sogenannte ideologische Gebiet hinüber, immer mehr den Inhalt von Gebilden auf geistigem Gebiete schaffend oder modifizierend, bis sie im entwickelten Kapitalismus jede Maske abstreifen und sich als wirklicher Endzweck des Lebens entpuppen. Die Bestimmung des Handelns und Denkens durch die ökonomische Grundlage des menschlichen Daseins hängt, wie ich an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt habe, dem Grade nach davon ab, inwiefern die Lebenshaltung der Bevölkerung relativ gleichmässig ist, und inwiefern Störungen des Equilibriums eintreten. Mit dem Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus jedoch, durch den eine Klassenwirtschaft aufhört, hören solche Ungleichmässigkeiten und solche Störungen auf und infolge dessen auch zu gleicher Zeit die Einwirkung von ökonomischen Gründen auf das menschliche Denken, Wollen und Handeln. So lange eine Bevölkerung, oder ein wesentlicher Theil derselben nothleidend ist oder in Gefahr ist, es zu werden, wie es mehr oder weniger der Fall gewesen durch die ganze bisherige Geschichte der Menschheit hindurch, füllt das ökonomische Problem entweder direkt oder in verschleierte Form alle Sphären des menschlichen Bewusstseins. Alle geistigen Gebiete werden durch dasselbe gefärbt, obwohl nicht immer im gleichen Grade. Erst dann, wenn die Möglichkeit der menschlichen Noth im Allgemeinen durch die menschliche Macht über die Natur mittelst der grossen Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit, sowie derjenigen, welche unmittelbar bevorstehen, definitiv überwunden, und die ungleiche Vertheilung der Lebensmittel und der Arbeit durch die kollektivistische Organisation der Gesellschaft entgeltig beseitigt ist, erst dann hört der wirtschaftliche Faktor auf, die positive Rolle in den höheren Gebieten menschlicher Thätigkeit zu spielen. Alsdann wird derselbe nicht mehr den Bestimmungsgrund des menschlichen Lebens bilden, sondern höchstens gelegentlich sporadisch hineinspielen infolge bestimmter Erscheinungen. So lange die materialistische Grundlage der Gesellschaft ungerregelt und unstät ist, spielt sie eine positive Hauptrolle in allen Angelegenheiten des menschlichen Daseins. Wird sie einmal fest im Interesse Aller geregelt und ihre Festigkeit als selbstverständlich anerkannt, dann wird ihre Rolle negativ und nebensächlich.

Werfen wir einen Blick über die Weltgeschichte, so sehen wir eine progressive Auflösung des alten Gruppenkommunismus der Gens, des Stammes und des Dorfes, und der ökonomischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, die unmittelbar daraus entstanden, sowie das Aufkommen der sogenannten politischen Gesellschaft oder des zentralisirten Staates an deren Stelle, in dem immer mehr die wirtschaftliche und politische Freiheit des Einzelnen an Stelle des Gruppen- oder Gemeinschaftsinteresses massgebend wird.

Zu gleicher Zeit vollzieht sich dementsprechend eine geistige Entwicklung, ethisch, religiös, philosophisch. Der Individualismus wurde das Kennzeichen des modernen Staates. Während der Schwerpunkt des geistigen Interesses das Leben und Gedeihen der Gesellschaft sein sollte, trat immer mehr das Schicksal der Seele des Einzelnen in seinem irdischen und zukünftigen Dasein in den Vordergrund. Die Ethik und die Religion nahm demgemäss einen beschaulichen Charakter an, der sich im Laufe der Zeit immer mehr zuspitzte und in den sogenannten ethischen Religionen, namentlich dem Christenthum, seinen Gipfelpunkt fand. Zu gleicher Zeit entwickeln sich alle Funktionen des gesellschaftlichen Lebens auf materiellem sowohl als auf geistigem Gebiet zu festen Gegensätzen mit entsprechenden Klassen auf dem materiellen Gebiet und verschwommenen Begriffen auf geistigem Gebiet — Regierende und Regierte, Herren und Knechte, Besitzende und Besitzlose,

Gott und Welt, Seele und Leib, heilig und profan etc. etc. Nur die extreme Richtung der materialistischen Geschichtsauffassung möchte gerne diese grosse historische Entwicklung durchgängig als ökonomischen Prozess mit einem daraus entstehenden geistigen „Ueberbau“ erklären. Eine ideologische Geschichtsauffassung würde es unzweifelhaft für angebracht erachten, die ökonomischen Formen als durch die besondere Richtung des herrschenden Zeitgeistes bestimmt, mithin dieselben als Ueberbau des letzteren zu deuten. Eine synthetische Geschichtsauffassung hingegen verzichtet auf diesen Versuch, diese zwei verschiedenen Erscheinungsgebiete unter der Kategorie der Ursache und Wirkung aneinander zu knüpfen, indem man das eine als Ursache des andern hinstellt. Im Gegentheil, sie betrachtet beide als an sich gleich berechtigte Momente eines Ganzen — Momente, die in beständiger Wechselwirkung mit einander stehen, so dass bald das eine und bald das andere in irgend einem bestimmten Resultat den Ausschlag giebt.

Bei dieser Gelegenheit erwidere ich auf einen Einwand von Kautsky, mit dem er mich indirekt zu sagen auffordert, ob meiner Meinung nach „der Einfluss des menschlichen Geistes auf die Gesellschaft ganz verschieden von dem Einfluss des Menschen auf sie sei.“ Die psychologischen Gesetze und deren Erzeugnisse sind selbst Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns. Die einzelnen Menschen sind einerseits ebensogut Werkzeuge dieser Gesetze, wie sie andererseits Werkzeuge der Gesetze der ökonomischen Entwicklung sind. Endgiltig befinden sich diese zwei Elemente, diese zwei Causalreihen in „unzertrennlicher Wechselwirkung“, aber für praktische Zwecke kann in denjenigen Fällen, wo das eine oder das andere stark vorwiegt, die vorwiegende Causalreihe doch ganz gut für sich betrachtet werden. Natürlich begeht man in diesem Falle — um ganz genau zu sein — eine Abstraktion, die jedoch der Wirklichkeit sehr nahe kommt, und die durchaus nicht zu Irrthümern zu verleiten braucht. Ist das deutlich genug ausgedrückt für Freund Kautsky?

Es ist übrigens interessant, zu bemerken, dass in einem Punkt wenigstens bei Kautsky trotz seiner materialistischen Auffassung das ideologische Moment seine Herrschaft behauptet. Kautsky glaubt offenbar an die geheimnissvolle Macht der Worte. Auch bei den magischen Riten des Alterthums hing Alles vom Wortlaut ab. Wenn ein anderes Wort gebraucht, ja sogar manchmal dasselbe Wort anders ausgesprochen oder anders betont wurde, verlor der Ritus alle Bedeutung und Kraft. Das scheint auch die Meinung Kautskys zu sein. Wenn ich nicht immer genau dasselbe Wort anwende, findet er meine ganze Argumentation verfehlt. Diese Anschauungsweise, die er öfter im Laufe der besprochenen Diskussion geltend gemacht hat, kam auch wieder in seinem letzten Artikel zum Vorschein. Er fand zum Beispiel, dass die Hauptprobleme und die Hauptzüge einer Wissenschaft einander total fremde Begriffe sind. Ich in meiner Einfalt hingegen habe immer gedacht, dass die Hauptzüge einer Wissenschaft sich gewöhnlich mit Hauptproblemen derselben befassen. In diesem Wahne habe ich natürlich geschrieben, da ich mich mit den geheimnissvollen Unterschieden des Kautskyschen Wörterkultus nicht abgegeben habe. Aus diesem Grunde ist es mir auch vielleicht nicht vergönnt, die für eine Diskussion über Geschichtsphilosophie unermessliche Tragweite der Verwechslung eines Feldzeichens und eines Deckmantels zu ermessen. Die Metapher war eine Illustration, die für die Hauptfrage ganz nebensächlich war. Mit Vergnügen bekenne ich meine Sünde gegen die Genauigkeit, die ich mir durch diese verhängnissvolle Verwechslung zu schulden kommen liess. Aber Alles hat seine Grenzen, und es scheint allerdings etwas schwach, wenn der Hauptvertreter der extremen Richtung der materialistischen Geschichtsauffassung diesen Lapsus meinerseits als eine Hauptwaffe benutzen muss, um seinen Ansichten zum Siege zu verhelfen. Obiges ist umsommt befremdend, da derselbe Polemiker sich garnicht zu geniren schien, in einem Zitat das Wort Révolution drei Mal statt Evolution

anzuführen. Ich stelle es Jedem anheim zu entscheiden, ob es wichtiger sei, in einer wissenschaftlichen Diskussion die beiläufige Metapher eines Feldzeichens mit derjenigen eines Deckmantels zu verwechseln, oder den Begriff Evolution, d. h. einen gesammten Prozess, für Revolution, d. h. eine bestimmte Phase desselben Prozesses, zu gebrauchen. Jedenfalls kann ein so wichtiges Problem, wie das vorliegende, meines Erachtens nur mit Erfolg gelöst werden, wenn man sich die grösste Sachlichkeit auferlegt und, man vertrete welche Richtung man wolle, sich davor hütet, in kleinlichen Nebenfragen oder gar in persönlichen Angriffen sich zu ergehen.

Der Zionismus.

Von

Sergej Njeworow.

(Bern.)

Der Baseler Zionisten-Kongress hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Bewegungen innerhalb des Judenthums, insbesondere den Zionismus gelenkt, und nicht Wenige werden geneigt sein, in dieser Bewegung etwas ganz Neues zu sehen. Das wird nicht ganz unberechtigt sein, wenn man die neue Form der zionistischen Bewegung berücksichtigt, dagegen ist der Zionismus in weitem Sinne, gleich dem Judenhass, so alt wie die jüdische Diaspora. Bald nach dem Sturze des jüdischen Reiches, als das politische Bewusstsein noch stark war, als die Erinnerung an die in der Volkphantasie noch glorifizierte Pracht und Herrlichkeit des niedergeschmetterten Vaterlandes noch lebendig war, sind Aufstände unter Leitung glühender und kühner Patrioten (wie Bar-Kochba u. A.) zu verzeichnen. Dieses Zurücksehnen in das Heilige Land, in das Land Israels, ist nie aus dem jüdischen Herzen gewichen. Aber je weiter, je mehr die Zerstreuung des jüdischen Stammes nach allen Gegenden des weiten römischen Reiches und später nach aller Herren Ländern vor sich ging, desto mehr büsste dieses Gefühl an politischem Feuer ein und verwandelte sich im Laufe der Jahrhunderte in einen schönen Traum, dessen Verwirklichung in den Händen Gottes liegt, in ein leises Gebet, das das fromme jüdische Volk seinem Gotte täglich zuflüsterte.

So ging es das ganze Mittelalter und noch viel später — bis zum Ende des vorigen und selbst bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein. In den Ghetti eingesperrt, fand darin der Jude seine ganze und einzige Welt, sich selbst genügend, von der christlichen Aussenwelt verachtet und sie noch tiefer verachtend, mit ihr nur das Eine gemeinsam — die Durchtränkung aller Seiten des Lebens mit dem kirchlichen Geiste —, und Nichts konnte das Judenthum aus seinem politischen Schlafe, aus seiner mystischen Seelenruhe und stolzem Versichertsein eines besonderen Protektorats seitens der Vorsehung aufrütteln: nicht Achtung, nicht Schmälderung aller Menschenrechte, selbst nicht die Plünderung des Vermögens und Massenmorde, die an den Juden bekanntlich mit besonderer Brutalität und unerhörter Grausamkeit im 13. und 14. Jahrhundert verübt worden sind. Alles das liess das Judenthum über sich ruhig ergehen, aber, oder vielmehr, denn der Glauben an die Erlösung, an Messias und die Rückkehr in das gelobte Land wurzelte unerschütterlich fest im Herzen des jüdischen Volkes.

Nun kam das Zeitalter der Aufklärung, die französische Revolution und all die Umwälzungen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts — für die Juden schien eine neue Aera herangebrochen zu sein, denn auch sie sollten der höchsten

Güter der Menschheit, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit theilhaftig werden; aber gar zu bald war der Jubel verrauscht, und mit noch besserem Rechte als an dem Jubel konnten die Juden an der allgemeinen Enttäuschung über die Errungenschaften der Revolution theilnehmen: der Judenhass wüthete nach wie vor, die Judennoth war nicht verschwunden, nur hat sie gleich dem Judenhass etwas andere, neue Formen angenommen.

Judenhass, Judennoth und Zionismus hängen überhaupt eng zusammen, und es lohnt wohl, mit einigen Worten auf diesen Zusammenhang einzugehen.

Die Grundlage des Judenhasses, sein Grundton, war immer und überall wirtschaftlicher Natur; die begleitenden Obertöne, die ihm seinen spezifischen Charakter, seine Farbe verliehen, waren naturgemäss zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern verschieden. Im Mittelalter, in der Zeit der Alleinherrschaft der Kirche, wo sorgfältig kultivierte religiöse Anschauungen und unzählige religiöse Gebote die ganze christliche Welt wie mit unsichtbaren, unfassbaren Fäden umgarnten, war der Judenhass, obgleich der Jude im Grunde als Geldverleiher, „Wucherer“, gehasst wurde, intensiv-schwarz, kirchlich-religiös gefärbt. In neuerer Zeit, wo die kapitalistische Wirtschaft die engen Berufs- und Zukunftskreise und die kleinen Stadtstaaten aufgelöst hat, um in den neugebildeten nationalen Grossstaaten den ihr nöthigen Spielraum zu gewinnen, erhielt der Judenhass, der in der erfolgreichen Konkurrenz der Juden seine Quelle hat, eine intensiv-nationale Färbung. — Ebenso war die Judennoth je nach den wirtschaftlich-politischen Verhältnissen des betreffenden Landes bald mehr moralischer, wie im neuzeitlichen West-Europa, bald mehr materieller Natur, wie in Rumänien, Russland, wo die erfolgreiche Konkurrenz der Juden durch besondere sie einschränkende Gesetzbestimmungen zu Gunsten der „nationalen Arbeit“ niedergehalten werden soll. Je schärfer die Konkurrenz, desto grösser der Judenhass, desto grösser die Judennoth, und in solchen „schlechten“ Zeiten geschieht es, dass die Juden, wenn sie in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges und allgemeiner Prosperierung an die Verbrüderung, Assimilation mit der sie umgebenden Nation geglaubt haben, durch den Ausbruch des Hasses, durch den Rückschlag an ihre Sonderstellung, Heimathlosigkeit lebhaft erinnert und durch ein starkes Aufwallen des nationalen Gefühls, wie der Zionismus eins ist, fester aneinandergedrückt und zusammengeschweisst werden.

Diesen Zusammenhang kann man in der Geschichte der neueren Zeit genau verfolgen. So fällt die Geburt des eigenthümlich gefärbten Judenhasses in Deutschland, den wir als Antisemitismus bezeichnen, in die zweite Hälfte der 70er Jahre, wo auf den wirtschaftlichen Aufschwung eine furchtbare Krise gefolgt war, wo die Konkurrenz der Juden von den autochthonen Industriellen und Mittelstandsmenschen viel stärker empfunden wurde, und in derselben Zeit (Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre) beginnt die zionistische Bewegung der Neuzeit in Deutschland und noch viel stärker in Russland, wo die furchtbaren Judenhetzen, von Plünderungen, Vergewaltigungen und Mordthaten begleitet, wie sie nur die schlimmsten Zeiten des Mittelalters gesehen haben, die Juden (auch die bis dahin zur Assimilation hinneigenden Elemente unter ihnen) enger aneinanderpressten, ihnen die Unmöglichkeit ihrer Lage zur erschreckenden Klarheit gebracht hatten.

So kann es weiter nicht gehen, mussten sich die russischen Juden sagen, etwas musste geschehen. Aber was?

Das Leben im „Ansiedlungsrayon“ war schon ohnedies schwer genug, die Konkurrenz aufs Aeusserste getrieben. Die Judenhetzen haben eine unbeschreibliche Erbitterung, eine Verzweiflung hervorgerufen, und da weder die Gefühle der Autochthonen noch die Landesgesetze geändert werden konnten, so blieb den Juden nichts Anderes übrig, als dieses sie peinigende, ächtende Land zu verlassen. Eine massenhafte, überstürzte, regellose Emigration war die Folge. Die Schaaren der Flüchtlinge wandten sich nach dem fernen Westen, nach den Vereinigten Staaten, nach diesem immensen Territorium, wo Alles Freiheit athmet, wo Arbeit und Unternehmungsgeist über Alles geschätzt werden. Aber auch Amerika hat die grossen Hoffnungen nicht erfüllt — die Konkurrenz war auch dort die Alleinherrscherin des ganzen wirthschaftlichen und sozialen Lebens und bald zeitigte dieselbe Ursache dieselben Folgen: mit den armen, den standard of life der amerikanischen Arbeiter herunterdrückenden jüdischen Proletariern ist auch der Antisemitismus nach dem freien demokratischen Amerika verschleppt worden.

Die logische Schlussfolgerung war: die Juden müssen sich in einem Punkte sammeln, wo sie nicht als Fremdlinge ausgeschrien werden können, und dieser Punkt ist Palästina, Zion! Dieser Standpunkt wird in einer ganzen Reihe von Broschüren und Zeitungsartikeln, die im Anfang der 80er Jahre erschienen sind, vertreten; die Judenheit wird ermahnt, endlich doch die Haltlosigkeit ihrer Lage einzusehen, die niemals anders werden kann, solange das Gros der Judenheit unter den Völkern zerstreut ist, solange sie den andern unbequem sind oder zu sein scheinen; immer wieder wird betont, dass der Judenhass nicht in der Unkenntniss, in der schlechten Einsicht der Massen oder Böswilligkeit einzelner übelgesinnter Menschen seine Quelle hat, so dass zu hoffen wäre, dass mit der Aufklärung dieser Schandfleck der Menschheit verschwinden wird. Nein, behaupten in allen Tonarten die zionistischen Schriftsteller, der Judenhass ist natürlich, nothwendig und kann verschwinden nur mit dem Verschwinden oder wenigstens der starken Abschwächung der jüdischen Diaspora, mit der Konzentration einer grossen Masse Juden in Palästina. Die Debatte war heiss, aber der praktische Erfolg war gering: an die verhungerten Schneider, Schuhmacher, geplünderten Krämer kam nur zu wenig von all dem litterarischen Wirbelstaub herüber, und wenn sie auch dem zionistischen Gedanken Verständniss entgegenbringen wollten, so konnten sie sich nicht bei ihrer fluchtartigen Emigration von ideellen Motiven leiten lassen: sie suchten ihr Brod, wo sie es finden zu können hofften, und da waren doch die Aussichten in Amerika noch immer viel besser, als im industrie- und verkehrlosen Palästina. Und so sehen wir auch, dass während die Fluth der Bewegung nach Amerika sehr hoch ging, es nur sehr seichte Wellen waren, die nach Palästinas historischem Gestade hinüberschlugen: eine geringe Anzahl edel begeisterter schwärmerischer Studenten waren die ersten Kolonisten in Palästina. Aber die Zionisten liessen sich nicht entmuthigen. Die Kolonisirung Palästinas wurde zur Losung und in der Presse wie in den neuentstandenen zionistischen Zirkeln eifrig besprochen. Von der Kolonisation wurde alles Heil erwartet: sie würde zur Verdünnung der im Ansiedlungsrayon zusammengepferchten jüdischen Bevölkerung beitragen und damit die ins Maasslose gesteigerte Konkurrenz abschwächen; sie würde das im Kleinhandel, Hausirerthum, Schnorrerthum körperlich und geistig verkommende Judenthum an die Mutter Erde zurückgeben, in der es eine neue Erwerbsquelle finden und

zugleich neues Leben schöpfen wird; sie würde einen kräftigen jüdischen Bauernstamm wieder auferstehen lassen, die Grundlage alles normalen nationalen Lebens und Gedeihens; die Konzentrirung einer grösseren Anzahl Juden soll Palästina schliesslich zum geistigen Mittelpunkt der ganzen jüdischen Diaspora machen, Zion soll das Palladium sein, das durch seine symbolische Kraft wie mit einem unsichtbarem, immateriellem, aber festem Bande die ganze Judenheit umfassen und zusammenhalten soll.

Und so verstrichen 15 Jahre (1881—1896). Die Kolonisation entsprach ihrem Umfange nach durchaus nicht der Bedeutung, die ihr beigelegt wurde; in den Jahren 1881—1891, wo die Kolonisation noch am stärksten betrieben wurde, betrug die Anzahl der nach Palästina übersiedelten Kolonisten-Familien ca. 600, die sich auf 15 Kolonien — darunter manche Zwergkolonien — vertheilten. Aber auch diese Kolonisten waren und sind ökonomisch durchaus nicht selbständig; vielmehr werden sie erst durch freiwillige Beiträge der Juden in der ganzen Diaspora und durch kapitalkräftige Wohlthäter (wie Rothschild) über Wasser gehalten; und trotz dieser Geldopfer, trotz der ehrlichen, ja opferfreudigen Anstrengungen der Kolonisten selbst, fristen sie ein kümmerliches Dasein. Es liegt eben an den jetzigen Arbeits- und Existenzbedingungen der Kolonisten, in den Boden-, Industrie- und Handelsverhältnissen Palästinas, dass die Kolonisation, wenigstens bei der Planlosigkeit, mit der sie bis jetzt betrieben wurde, keine grössere Dimensionen annehmen konnte. Dazu kamen noch äussere ungünstige Umstände, so die kapitalkräftige Konkurrenz des Baron Hirsch mit seiner Kolonisierung Argentiniens, und dann — was von weit einschneidenderer Bedeutung war — das Einwanderungsverbot für jüdische Kolonisten, das die türkische Regierung im Jahre 1891, in welcher die Einwanderung ihren Höhepunkt erreicht hatte, erlassen hat. Und so wurde die Kolonisation immer schwächer, das Interesse nahm ab und der Zionismus schien einem langen Siechthum verfallen zu müssen, als er eine prinzipielle Wendung und Erweiterung erfahren hat, die ihm zu neuem Leben verhalf: die Wendung zum politischen Zionismus, als dessen Vater Dr. Herzl mit seinem „Judenstaat“ mit Recht bezeichnet werden kann. Und somit befinden wir uns in der letzten und interessantesten Entwicklungsphase des Zionismus, die ihn zu einer fast neuen bedeutsamen Bewegung gestempelt hat.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass dieser neue zionistische Hauch aus Oesterreich und speziell aus Wien herüberkommt. Dass Oesterreich jetzt das klassische Land des Antisemitismus ist, ist bekannt — seine Folge: Judennoth, materielle und moralische, konnte nicht ausbleiben, und die Vorbedingungen für die Stärkung des nationalen Gefühls sind somit gegeben — das ist wieder die bekannte Dreieinigkeit: Judenhass, Judennoth, Zionismus. Nun ist oder war, soviel uns bekannt, Dr. Herzl ein im liberalistischen Fahrwasser schwimmender Schriftsteller und Politiker, eo ipso zur Assimilation, zum fortschrittlichen Deutschthum hinneigender Herr. Nur hat Dr. Herzl, im Gegensatz zu den meisten Kollegen aus der liberalen Partei, für so Manches offenes Auge und Herz, und die Erscheinungen auf dem sozialen Gebiet haben ihn zu gewissen Korrekturen des dogmatischen liberalen Programms genöthigt; dabei ist aber das alte liberalistische Ferment durchaus nicht unwirksam geworden, sodass wir in seinem zum Katechismus des politischen Zionismus gewordenen „Judenstaat“ gewisse Schichtungen, ein Aufeinander und Nebeneinander von kaum zu ver-

söhnenden Anschauungen und Velleitäten vor uns haben: von aristokratischen und demokratischen, manchesterlichen und sozialistischen Tendenzen. Was aber an seinem Werke neu und prinzipiell wichtig, was seinen Judenstaat zu einer Art Offenbarung, sie selbst zu einer Art Moses des neuen Exodus gemacht, die Bewegung neu angefacht hat, das ist die Verwerfung der Kolonisation als Endziel, der Hinweis darauf, dass zur Lösung der Judenfrage vielmehr nur Eines notwendig und ausreichend ist — ein Judenstaat, eine völkerrechtlich gesicherte Heimstätte, und dass als diese Palästina aus historischen, politischen und anderen Gründen gewählt werden muss. Es ist das nicht etwas absolut Neues, was da im Gehirn des Dr. Herzl entstanden ist; wäre es seine „Erfindung“, seine Stimme würde wirkungslos verhallen. Sein Verdienst liegt vielmehr darin, dass er den heimlichen sehnlichen Wunsch eines grossen Theils der Judenheit, den sie während der ganzen Zeit der Diaspora in ihrem Herzen trug, aber mit ihren eigenen Lippen auszusprechen sich nicht getraute, frei und offen ausgesprochen hat. Und nun kam dem Erfolge des Werkes und zugleich der zionistischen Idee obendrein der Opportunismus des Autors, der es Allen recht machen will, nur zu Gute. Den Vorgeschritteneren und von der Blässe des sozialistischen Gedankens etwas Angekränkelten war es eine liebsame Ueberraschung, dass der Autor als guter Europäer alle Errungenschaften der modernen Technik und Wissenschaft bei der Verpflanzung der Judenheit nach dem neu zu gründenden Staate heranziehen will, dass ihn hier und da sozialistische Anwendungen überkommen. In den Unternehmerkreisen wird Stimmung gemacht durch Verherrlichung des Unternehmertums überhaupt, durch die Zusicherung der Erhaltung alles „erworbenen Rechtes“ und, last not least, durch das lockende Bild ungewöhnlich hoher Profite. Die jüdische haute finance (besonders in England) soll die Hauptrolle spielen bei der Geldbeschaffung (es handelt sich um die Kleinigkeit von rund einer Milliarde) und bei der Gründung der Jewish-Company, die einerseits eine Landnahmegesellschaft sein soll, so eine jüdische Chartered-Company, wie Dr. Herzl sich selbst auszudrücken beliebt, und andererseits die Aufgabe hat, die Immobilien der Juden zu liquidiren. Es ist ein rein geschäftliches Unternehmen, und Dr. Herzl zögert nicht, der Company einen „riesigen Gewinn“ zufließen zu lassen, denn „wo eine Gefahr beim Unternehmen vorliegt, soll der Unternehmergewinn weitherzig begünstigt werden“. „Unsere unskilled labourers bauen einander zuerst ihre Unterkünfte und sie erfahren es vorher. Und zwar erwerben sie durch die Arbeit die Häuser ins Eigenthum, allerdings nicht gleich, sondern erst dafür, dass sie sich durch eine Zeit von drei Jahren gut aufführen. So bekommen wir eifrige, anstellige Leute, und ein Mann, der drei Jahre in guter Zucht gearbeitet hat, ist erzogen fürs Leben“ oder vielmehr für die Company, werden wir mit besserem Rechte sagen. Herr Herzl sorgt natürlich nicht nur für die Unternehmer, sondern mit gleicher Liebe auch für die Arbeiter. Diesen hat er den — horrible dictu — Siebenstundentag zugebracht. Man sieht, unser Autor ist wirklich weitherzig und plus royaliste que le roi; er will selbst die sozialistischen Forderungen überflügeln. Aber diese sozialistische Anwendung wird wett gemacht durch Arbeitsbedingungen schlimmster kapitalistischer Natur. So soll — allerdings nur in den ersten Jahren — für die unskilled labourers nichts Geringeres als das Trucksystem in Anwendung gebracht werden. Ueberhaupt sollen die Arbeiter, die für Alles durch den Siebenstundentag genügend entschädigt sind, so ungefähr als Strafkolonisten

behandelt werden. Und das soll das zukünftige Paradies der jüdischen Arbeiterschaft sein, so soll nach der Auffassung unseres Autors der neu auf der Basis moderner sozialer Forschung und Erkenntniss gegründete Staat ausssehen. — „Aber,“ wird uns vielleicht so mancher Moderne unter den Zionisten erwidern, „das sind ja die subjektiven Anschauungen und Desiderata des Herrn Dr. Herzl, mit dem man doch nicht die Zionisten identifizieren kann, und für dessen Auslassungen doch nicht die ganze Bewegung verantwortlich gemacht werden kann.“ Zugegeben. Hat aber der Basler Zionisten-Kongress, der doch als mächtige Kundgebung der zionistischen Partei mit vollem Rechte bezeichnet werden kann, etwas Hoffnungsvolles, Bedeutsames für das jüdische Proletariat angedeutet? Wer dem Kongress beigewohnt hat, konnte ergriffen werden von dem Durchbruch nationalen Gefühls, das solange erstickt werden musste, von dem Aufwachen des Selbstbewusstseins, von dem Enthusiasmus für das hohe Ideal — aber kein einziges Mal haben wir das Empfinden haben können, dass all diese Aerzte, Advokaten, Ingenieure und Handelsleute, indem sie vom jüdischen Volke redeten, auch innerlich das Proletariat mit einbegriffen hätten.

Die Zionisten nennen sich Partei, sie sind aber keine Partei, sondern eine Liga, in der nach der politischen und religiösen Ueberzeugung grundsätzlich nicht gefragt wird. Ja, solange es nicht nöthig ist; beim ersten praktischen Schritt, bei dem ersten Versuch, auch die allerbescheidensten, nächstliegenden Ideale in die Praxis umzusetzen, wird sich mit Naturnothwendigkeit zeigen müssen, dass haute finance, Bourgeoisie und Arbeiterschaft nicht unter einen Hut gebracht werden können, dass die jüdischen Proletarier nicht gewillt sind, 3 Jahre Zucht auszuhalten, um die riesigen Gewinne der Company „weitherzig“ zu steigern; dass eine unüberbrückbare Kluft zwischen all den feindlichen Elementen, sobald das reale Leben und der Interessengegensatz an sie herantritt, sich aufthun muss. Was ist denn das Uebel des Zionismus? Die Judennoth. Was lastet aber auf dem jüdischen Proletariat drückender — die spezifisch jüdische Noth, oder die grenzenlose Klassennoth? All die unwürdigen Beschränkungen, die die Juden in Russland z. B. erdulden, die Beschränkung der Freizügigkeit, das Verbot, Grund und Boden zu erwerben, die prozentual begrenzte Aufnahme der Juden in die mittleren und höheren Lehranstalten, treffen die Bourgeoisie viel schwerer als das Proletariat. Ein jüdischer Proletarier wird auch ohnedies schwerlich in die Lage kommen, ein Gut zu kaufen, seinen Sohn auf die Universität zu schicken u. s. w. — er theilt eben das Loos des Proletariats der ganzen Welt, und wenn er noch obendrein unter seinem Judenthum zu leiden hat, so fällt dies Leid gerade kaum schwer ins Gewicht. Ganz anders liegen natürlich die Verhältnisse bei Mittelstand und Bourgeoisie, die die Gesetzesbestimmungen wie schwere Keulenschläge treffen, sie materiell und moralisch schädigen — bei ihnen ist das Aufwallen des nationalen Gefühls nur zu sehr berechtigt. Die jüdische Arbeiterschaft in Russland versteht aber zu gut ihre Klasseninteressen und ist dermaassen vom sozialen Geiste durchdrungen (bekanntlich schreibt sie in der Avantgarde der proletarischen Bewegung in Russland), dass sie kaum ihre Kraft, die sie voll und ganz für ihre Lebensinteressen, für ihre Klasseninteressen einzusetzen hat, zersplittern wird, um, wenn es anginge, in ihrem eigenen Staate gegen gleichgläubige und stammesverwandte Ausbeuter aufs Neue zu kämpfen. Sie werden es vorziehen, den Klassenstaat zu sprengen, um dann ihren Rassen- und Stammes-

neigungen und Verwandtschaften folgend, eine gleichberechtigte Völkereinheit zu bilden. Der Judenstaat ist somit eine bürgerliche Fiktion: das Proletariat hat seine Interessen ganz wo anders und wird sich kaum in nennenswerther Zahl nach Palästina kehren; der Kapitalismus ist aber ohne Proletariat als Zehrungsobjekt undenkbar, und wenn dieses fehlt, so hat er auch keine Existenzmöglichkeit — und somit ist die Fata morgana zerronnen.

Ist aber damit gesagt, dass der Zionismus für die Judenheit gar keine Bedeutung hat? Durchaus nicht. Wir nehmen vielmehr an, dass der Zionismus wie nichts Anderes berufen ist, das Judenthum sittlich zu heben. Das Leben der bürgerlichen jüdischen Kreise ist durch die Macht der Verhältnisse dermaassen verödet, dass Alles, was in dieses Leben einen Hauch von etwas Ideellem hineinträgt, mag es auch eine Fiktion sein, aber eine, die die Geister mächtig bewegt, mit Freuden zu begrüßen ist, umso mehr als der Zionismus in seiner letzten Gestalt und vorläufig eine demokratisch-progressive Färbung aufweist. Aber das ist auch Alles.

Die deutschen Bodenreformer.

Von

Helene Borchardt.

(Wilmersdorf)

Der am 29. Oktober erfolgte Tod des amerikanischen Apostels der Bodenreform, Henry George, lenkt die Blicke von Neuem auch auf den deutschen Ableger dieser Bewegung, der zu Anfang der neunziger Jahre mehrfach von sich reden machte und für die Reichstagswahl 1893 einen Zählkandidaten für Berlin, den Fabrikbesitzer Heinrich Freese, aufstellte, der es, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, in sämtlichen 6 Wahlkreisen zusammen auf etwa 200 Stimmen brachte. In jüngster Zeit scheint es, als ob die neue Partei der National-Sozialen die bodenreformerischen Ideen aufgreifen und zu einem Programmpunkt erheben will; wenigstens haben sich auf dem Erfurter Parteitage eine Reihe von Rednern mit der Bodenreform beschäftigt und sich zustimmend zu den Vorschlägen der Bodenreformer ausgesprochen. Es lässt sich daher erwarten, dass die bodenreformerischen Ideen in den öffentlichen Erörterungen, soweit die National-Sozialen für solche überhaupt in Betracht kommen, etwas stärker hervortreten werden.

Die deutsche Bodenreformbewegung knüpft im Wesentlichen an Michael Flürscheim an; zwar sind noch weitere Secten entstanden, z. B. die Freilandmänner des österreichischen Dr. Hertzka, welche am Kenia in Afrika eine freiländische Gesellschaft gründen wollen. Aber diese phantastischen Pläne haben eine irgendwie nennenswerthe Anhängerschaft nicht erwerben können; wir können sie daher ruhig bei Seite lassen.

Flürscheim knüpft direkt an Henry George an, von dem er in erster Linie angeregt wurde und mit dem er auch in direktem persönlichem Verkehr gestanden hat. Wie dieser, verkennt er den gesellschaftlichen Charakter der Arbeit durchaus; was ich mit meiner Arbeit erzeuge, das ist in ganz unmittelbarer Weise mein persönliches Eigentum, auf das kein Anderer einen rechtmässigen Anspruch erheben kann, lautet der Satz, der das Privateigentum in letzter Linie rechtfertigen soll. Umgekehrt soll aber durch ihn auch der Nachweis geführt werden, dass ein Privateigentum an dem von Menschen nicht erschaffenen Grund und Boden mit seinen Schätzen (Erzen, Kohle etc.), sowie ein persönliches Recht auf die Ausnutzung der von der Natur gelieferten Betriebskräfte, z. B. der Wasserkräfte, rechtmässiger Weise nicht bestehen kann, dass seine thatsächliche Existenz ein grosses

Unrecht ist, aus dem alle Uebel der gegenwärtigen Gesellschaft, fortschreitender Pauperismus bei zunehmendem Reichthum und zunehmender Ergiebigkeit der Arbeit, entsprungen sind. Den von der Natur gelieferten Grund und Boden braucht Jedermann zur Bethätigung seiner Kräfte; denn ohne den Platz zur Arbeit und ohne den Zugang zu den Rohprodukten müsste der Mensch von der Erde verschwinden. Wird daher Grund und Boden an Einzelne als persönliches Eigenthum abgegeben, so gewinnen diese, sobald aller Boden vertheilt ist, ein ungeheures Uebergewicht über alle Andern; denn um arbeiten und leben zu können, müssen diese Andern sich jetzt von den Bodenbesitzern die Erlaubniss erbitten, ihren Boden betreten zu dürfen. Diese Erlaubniss wird aber nur ertheilt, wenn die Grundbesitzer eine angemessene Rente bekommen, wenn die Arbeitenden sich verpflichten, einen Theil ihres Arbeitsproduktes als Entgelt für die Arbeitslaubniss zu bezahlen. So entsteht die Grundrente und durch sie eine Klasse von Leuten, die ihr Leben in süßem Nichtsthum hinbringen, deren wesentlichstes Interesse es ist, den Arbeitenden die Erlaubniss zur Arbeit möglichst theuer zu verkaufen, damit ein um so reichlicherer Theil für sie selbst abfällt. Diese parasitischen Existenzen sind nach George und Flürscheim an allem Elend schuld, das gegenwärtig die Kulturvölker bedrückt; sie suchen die Landwerthe beständig zu steigern, so dass die Produktion wegen der hohen Rente bald nicht mehr lohnend wird, wodurch nach George die industriellen Krisen hervorgerufen werden. Denn die verminderte Produktion ruft Mangel an Waaren irgend einer Art hervor, so dass der Austausch gehemmt wird, in andern Waaren daher eine Ueberfüllung des Marktes eintreten muss, bis entweder die spekulative Steigerung der Rente aufhört oder ihre Ansprüche durch die Bevölkerungszunahme und technische Verbesserungen erfüllt werden, oder auch Kapital und Arbeit sich darin finden, trotz der erhöhten Rente sich auf die weniger lohnende Produktion einzulassen.

Den grossen Mangel, der in dieser ganzen Theorie durch die völlige Verkenning der Rolle des Kapitals liegt, hat Flürscheim zu beseitigen gesucht. George nimmt, durch die hohen Arbeitslöhne bei gleichzeitig hohem Zinsfuss in den westlichen Gebieten der Union verleitet, an, dass Kapital und Arbeit, oder genauer Kapitalist und Arbeiter stets gemeinsame Interessen gegen den Grundbesitzer zu vertreten haben. Den Zins erklärt er für eine vollkommen berechtigte und natürliche Erscheinung, da er aus der natürlichen Vermehrung des Kapitals, wie sie z. B. in Viehbeständen zu Tage träte, herstamme. Dem gegenüber betont Flürscheim sehr energisch, dass der Zins ebenso wie die Rente aus der Arbeit stammt, und dass Kapitalist und Arbeiter daher, trotz des gemeinsamen Gegensatzes gegen den Grundbesitzer, ihrerseits widerstreitende Interessen vertreten, da der Gewinn nur auf Kosten des Arbeitslohnes und umgekehrt steigen könne. Den hohen Zinsfuss bei hohen Löhnen, den George beobachtet hat, erklärt Flürscheim daraus, dass der betreffende hohe Zinsfuss bei den unsicheren Verhältnissen sich garnicht als Zins, sondern als Risiko-prämie charakterisire. Der eigentliche, reine Zins ist nach Flürscheim eine ganz unnatürliche und ungeheuerliche Erscheinung, die durch ihre Wirkung in erster Linie die Verhältnisse auf die Spitze treiben und zu einer Katastrophe drängen muss. So lange die alljährlich aufgebrauchten Zinssummen wieder produktiv angelegt oder verzehrt werden, haben sie freilich nur die Wirkung, den Antheil der Arbeiter am Ertrage der Arbeit zu schmälern; die grossen Vermögen sind aber seit lange derartig angewachsen, dass ihre Besitzer die Zinsen zum Kapital schlagen und Zins auf Zins häufen. Sie verlangen Geld, während die Thätigen nur die Erzeugnisse ihrer Arbeit geben können; die verschiedensten Waarenbesitzer würden gerne den normalen Waarenaustausch vollziehen, aber sie müssen sämmtlich an die grossen Besitzer Geld, nicht Waaren, abführen, und daher ist der Austausch gehemmt. So erklären sich die furchtbaren Handelskrisen, in denen die Märkte von Waaren aller Art überfüllt sind, und die arbeitsfähigen und arbeitslustigen Leute doch nicht in ihren Besitz kommen können. Ein seltsamer Zustand, der das Verrückte und Unhaltbare unserer Verhältnisse in greller Beleuchtung zeigt: Die Schneider müssen in Lumpen gehen, weil zu viel schöne Kleider am Markt sind, die Weber können kein ganzes Hemd tragen, weil zu viel von diesen schönen Dingen vorhanden ist u. s. f.

In letzter Instanz ist natürlich die Rente an diesen Verhältnissen schuld; die Besitztitel der grossen Kapitalisten sind ja zum grössten Theil in Grund und Boden angelegt. Soweit der Boden ihnen nicht direkt gehört, sind sie im Besitze von Pfandbriefen und Hypotheken, sowie von Staatspapieren, die ja schliesslich durch den Grund und Boden des Staates gesichert sind. Alle diese Papiere nennt Flürscheim nicht Kapital im eigentlichen Sinne, sondern er hat dafür die Bezeichnung: „Falsches Kapital“ eingeführt; denn sie verleihen ihren Besitzern lediglich das Recht, einen stets wachsenden Theil des Arbeitsertrages der Nation für sich in Anspruch zu nehmen. Dieses Recht kann aber nur aufrecht erhalten werden, weil sich der Grund und Boden in Privathänden befindet; würde die Rente an die Gesamtheit fallen und Jedem der Zugang zu den Naturschätzen in gleicher Weise offen stehen, so könnte der Kapitalbesitz allein niemals eine Uebermacht begründen; im Gegentheil hält Flürscheim es nicht für unwahrscheinlich, dass dann der Zinsfluss auf 0 pCt. sinken, ja sogar negativ werden würde. Kapital, meint er, geht durch Nichtbenutzung zu Grunde; mithin ist es nur logisch, dass der Kapitalbesitzer, der momentan keine Verwendung dafür hat, Demjenigen, der damit arbeitet und ihm die Sorge für seine Erhaltung abnimmt, etwas dafür bezahlt.

Ich will mich in eine Kritik dieser ausschweifenden Hoffnung nicht einlassen; denn ich gestehe gern, dass ich den grössten Theil dieser Ausführungen für richtig halte. Der Satz von Karl Marx *): „Das Monopol des Grundeigenthums ist sogar Basis des Kapitalmonopols“ zeigt, dass auch dieser grundlegende Führer des wissenschaftlichen Sozialismus derselben Meinung war, dass ohne privaten Bodenbesitz die Uebermacht des Kapitals sich nicht hätte entwickeln und aufrecht erhalten lassen. Eine Divergenz ergiebt sich nur in der weiteren Auffassung; Marx schliesst hieraus, dass der Gemeinbesitz an Grund und Boden, da er der Entwicklung der Kapitalmacht im Wege steht, überall dem Privatbesitz weichen muss, und weist diesen historisch notwendigen Vorgang im Einzelnen nach. Flürscheim dagegen bedauert, dass ein so kluger Mann, wie er, nicht zur richtigen Zeit gelebt hat und namentlich nicht unter denjenigen Personen gelebt hat, die in erster Linie für die Gestaltung der Völkergeschicke massgebend sind, um den unheilvollen Uebergang des Grund und Bodens in Privathände zu verhindern. Aber wenigstens lebt er jetzt und erhebt sein mahnendes Wort zu den Gewaltigen der Erde, dass sie noch in zwölfter Stunde gesunde Verhältnisse herbeiführen möchten, ehe die ausgebeuteten Massen ihnen in blutiger Lapidarschrift beweisen, dass die Ausbeutung eine physische Grenze habe. Zurücknahme des Bodens in den Allgemeinbesitz ist das Heilmittel, welches mittelst der steigenden Grundrente friedlich durchgeführt werden kann und die Gesellschaft im Wesentlichen in ihrem gegenwärtigen Zustande, nur ohne die Leiden der Gegenwart, belassen wird. Es kommt nur darauf an, die Einsicht der Herrschenden zu wecken, ihnen die wirklichen Verhältnisse zu klarem Verständniss zu bringen und die Entwicklung, die bisher einen falschen, unheilvollen Weg gegangen ist, wird sehr bald in richtige, heilsame Bahnen eintreten.

Eine solche kindliche Auffassung von den treibenden Mächten der geschichtlichen Entwicklung braucht man wirklich nicht erst zu widerlegen; die Ausführungen über eine glänzende Zukunft mit Wenn und Aber können wohl hier und da einen phantastischen Ideologen fesseln, aber niemals eine starke Bewegung hervorrufen. So ist denn auch der Deutsche Bund für Bodenbesitzreform ein kleines Conventikel geblieben, das in der neuen Partei der National-Sozialen die verwandten Geister erkennt und sich ihnen mit Begeisterung anschliesst. Auch dort treffen wir dieselbe utopistische Auffassung unserer Verhältnisse an: In letzter Instanz kommt es auf den Willen des Kaisers an, um unsere Zustände erfreulicher zu gestalten; 1890 hat er den Arbeitern seine Hand entgegengestreckt, aber die bösen Sozialdemokraten haben sie mit Hohn und Spott zurückgewiesen und sind somit in letzter Instanz an allein Bösem schuld. Jetzt kommt es darauf an, den Kaiser darüber aufzuklären, dass er 1890 auf dem richtigen Wege war, und ihn zu überzeugen, dass in der Rückkehr zu demselben das Heil der Zukunft liegt. Hoffentlich kommt die Zeit recht

*) Neue Zeit IX, 1., S. 564. Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms.

bald, wo Herr Damaschke zum Reichskanzler und Pfarrer Naumann zum Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten berufen wird, und dann die sozialen Ideen der Bodenreformer und National-Sozialen ihrer Verwirklichung entgegengehen.

Freilich taucht da auch die böse Flottenfrage auf. Herr Naumann will bekanntlich eine starke Flotte, um den deutschen Welthandel zu schützen; die Bodenreformer dagegen meinen, dass nach Durchführung ihrer Reform der inländische Konsum so riesig anwachsen wird, dass der auswärtige Handel sehr bedeutungslos werden muss. Doch darüber werden sich die Herren schon einigen, wenn es soweit sein wird.

So wenig übrigens die Bodenreformer und ihre neuesten Freunde sich über den ökonomischen Untergrund klar sind, auf welchem sich die politischen Parteien erheben, so sehr sie überzeugt sind, gewissenhafte Anhänger aller alten Parteien friedlich bei sich vereinigen zu können, so sehr haben sie sich doch genöthigt gesehen, bei ihrer praktischen Thätigkeit sich auf bestimmte Interessengruppen zu stützen. Durch den ungeheuren Bauschwandel, der seinen Hauptsitz in den grossen Städten hat, veranlasst, wurde im Bunde eine Agitation dafür angeregt und entfaltet, dass die Bauhandwerker ein Vorrecht vor den Hypothekengläubigern geniessen sollten; damals kamen mit einigen Hundert Bauhandwerkern auch einige Vertreter anderer vor dem Grosskapital versinkender Handwerkszweige zum Bunde. Bedenkt man, dass diese Leute die Stärke der Christlich-Sozialen ausmachten, von denen sich jetzt die Spielart der National-Sozialen abgezweigt hat, so wird man weitere Berührungspunkte zwischen diesen und den Bodenreformern und Gründe zu ihrer Verschmelzung entdecken.

Auf die thatsächliche Weiterentwicklung unserer Verhältnisse müssen freilich die einen ebenso bedeutungslos bleiben, wie die andern; diese richten sich eben nicht nach phantastischen Träumen, sondern im harten Kampfe müssen politische wie wirthschaftliche Gestaltungen sich zum Leben emporringen und ihre Lebensfähigkeit beweisen. Das vor Allem muss jeder Arbeiter begreifen, dass er auf eine Verbesserung seiner Lage nicht durch den guten Willen und die kluge Einsicht der Herrschenden rechnen kann, sondern dass seine Befreiung nur das ureigenste Werk seiner eigenen Klasse sein kann, dass er nur in starken gewerkschaftlichen Organisationen den übermächtigen Kapitalisten und Junkern mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg entgegentreten und dass er nur in demokratischer Politik die nothwendige Bewegungsfreiheit hierfür erringen kann. Zum tausendsten und aber tausendsten Male bleibt daher für den Arbeiter einzig der Weckruf zu beherzigen: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!

Die Ehescheidung und das Bürgerliche Gesetzbuch.

Von
Otto Lang.
(Zürich.)

Bei der Unterredung des Schülers mit Mephistopheles im Faust kommt keine Fakultät so schlecht weg, wie die juristische. Sogar die Theologie wird vom Teufel glimpflicher behandelt. Und wahrhaftig, die Zeit hat ihn nicht Lügen gestraft. Die Worte, mit denen er des Schülers Abscheu vor der Rechtsgelehrsamkeit vermehrt, haben vielleicht für kein Geschlecht eine so ernste Bedeutung gewonnen, wie für dasjenige, das unter Bismarck'schem Regiment herangewachsen ist. Die Jurisprudenz ist ohnehin ihrer Natur und Aufgabe nach konservativ. Sie kann das Leben nicht mit neuen Anschauungen befruchten. Das Verhältniss wird immer ein umgekehrtes sein: Unter veränderten ökonomischen Bedingungen erhalten die Begriffe von Recht und Unrecht einen veränderten Inhalt. Je reicher das wirthschaftliche Leben sich entwickelt, desto vielförmiger und differenzirter werden die rechtlichen Beziehungen der Einzelnen unter sich

und zur Gesellschaft. Die Aufgabe der Jurisprudenz kann nur darin bestehen, die neuen Vorstellungen, welche das Leben ihr liefert, zu verarbeiten und für das Rechtsleben die entsprechenden Formen zu schaffen. In der Natur der Dinge aber liegt es, dass die Gesetzgebung jener Entwicklung nicht auf dem Fusse folgen kann. Schon die Rechtssicherheit verlangt eine gewisse Konstanz, die ihrerseits der wirthschaftlichen Entwicklung Fesseln anlegt und sie auf manchen Punkten hemmt. Damit wird man, so scheint mir, sich abfinden müssen.

Allein in unserm Klassenstaat wird obendrein der konservative Zug der Rechtswissenschaft zu einem reaktionären verdichtet. Statt ihrer Aufgabe der Kodifizierung und Systematisierung rasch nachzukommen, um hinter der Entwicklung nicht allzuweit zurückzubleiben, thut sie das wenige, was sie zu Stande bringt, langsam, widerwillig, zögernd. So entfremdet die Rechtswissenschaft sich mehr und mehr dem Leben. Was eine Noth ist, das macht der Klassenstaat zur Tugend: er missbraucht die Gesetzgebung zur Fessel der Freiheit auf allen Gebieten und lässt uns nur den einen Trost, es werde früher oder später der Widerspruch zwischen den Forderungen des Lebens und der starren Form so gross, dass das Volk schliesslich bereit sein wird, den Ausgleich mit jedem Preise zu bezahlen.

Das Gesagte trifft nicht in erster Linie, aber doch auch nicht in letzter auf die Art und Weise zu, in welcher das neue Bürgerliche Gesetzbuch die Frage der Ehescheidung geregelt hat.

Wir haben den historisch bedingten Charakter der Ehe erkannt und gehen mit Recht davon aus, dass sie in einer sozialistisch organisirten Gesellschaft eine andere Form annehmen muss, wenn sie aufhören wird, eine wirthschaftliche Einheit zu sein. So lange wir aber in einer kapitalistischen Gesellschaft leben, so lange werden sich hieraus auch bestimmte Konsequenzen für die rechtliche Gestaltung der Ehe, für die Bedingungen ihres Abschlusses und ihrer Auflösung ergeben. Zu diesen Konsequenzen gehört aber nun nicht die Unauflösbarkeit der Ehe. Das Gesetz lässt die Scheidung zu, und der Streit dreht sich deshalb nur noch darum: in welchen Fällen sie zu gestatten, und ob sie zu erleichtern oder zu erschweren sei.

Die Kommission, die den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches ausarbeitete, nahm den Standpunkt ein, dass die grössere Summe von Interessen für eine Einschränkung des Scheidungsverbotes spreche. Sie stellte den Grundsatz auf und führte ihn konsequent durch: dass ein Ehegatte nur wegen schweren Verschuldens des andern Ehegatten die Scheidung zu erlangen berechtigt sei. In der zweiten Lesung wurde dieser Grundsatz zwar beibehalten, aber im Falle der Geisteskrankheit eines Ehegatten eine Ausnahme zugelassen. Diese Durchbrechung jener starren Regel wurde, wie man sich erinnert, im Reichstag heftig ausgefochten. Die Mehrheit gab aber „die sittliche Grundlage des christlichen Staates“ preis und gestattete dem Ehegatten, dessen Frau unheilbarer Geisteskrankheit verfallen ist, sich wieder zu verheirathen, statt sich mit dem Konkubinat und der Prostitution zu behelfen.

Die auf die Scheidung der Ehe bezüglichen Bestimmungen finden sich nun in der endgiltigen Fassung des Gesetzes unter den §§ 1564—1587 zusammengestellt. Ihr Inhalt ist folgender:

Zunächst werden die Fälle erwähnt, in denen wegen Verschuldens des andern Ehegatten die Scheidung verlangt werden kann. Als ein zur Scheidung

berechtigendes Verschulden gilt erstens der Ehebruch, (dem in der Wirkung Bigamie und widernatürliche Unzucht gleichgestellt sind), zweitens die Nachstellung nach dem Leben, drittens die böslische Verlassung und viertens die Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder ehrloses und unsittliches Verhalten, sofern es eine tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses zur Folge hatte. An diesen Thatbeständen, die ein Verschulden des Ehegatten begründen, schliesst sich der Fall der Geisteskrankheit. Sie kann dann zum Scheidungsgrund gemacht werden, wenn die Krankheit während der Ehe mindestens 3 Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, dass die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, und die Aussicht auf ihre Wiederherstellung ausgeschlossen ist. Im Scheidungsurtheil ist immer auszusprechen, welcher Theil die Schuld an der Scheidung trägt. Das hat, wenn wegen Ehebruchs geschieden wurde, zur Folge, dass der schuldige Ehegatte sich mit der Person, mit welcher er den Ehebruch beging, nicht verhehelichen darf. Im Uebrigen hat der für schuldig erkannte Theil dem geschiedenen Gatten insoweit standesgemässen Unterhalt zu gewähren, als derselbe ausser Stande ist, sich selbst zu ernähren. Ein Anrecht auf eine Genugthuungssumme oder Ersatz der entgangenen Vermögensvortheile gewährt das Gesetz dem unschuldigen Theile nicht. Bezüglich der Kinder gilt als Regel, dass sie dem unschuldigen Theile zugeschieden werden und dass, wenn beide Theile für schuldig erklärt wurden, die Mutter für die Töchter immer und für die Söhne bis nach zurückgelegtem 5. Altersjahr zu sorgen hat. — Unter denselben Voraussetzungen, unter denen die Scheidungsklage statthaft ist, kann auf blosse Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft geklagt werden. Solange die letztere nicht wiederhergestellt ist, kann jeder Theil, auch der als schuldig erklärte, die Scheidung verlangen.

Dies ist im Wesentlichen der Rechtszustand, den das Bürgerliche Gesetzbuch festlegt. Im Vergleich mit dem geltenden Partikularrecht, das durch jenes ersetzt wird, bedeutet es insofern einen bedauerlichen Rückschritt, als es den Kreis der Scheidungsgründe zum Theil bedeutend verengert und, abgesehen vom Fall der Geisteskrankheit, alle diejenigen, dem geltenden Rechte bekannten Scheidungsgründe ausschliesst, die nicht auf einem schuldhaften Verhalten des beklagten Ehegatten beruhen. Als solche kannten die partikularen Gesetzgebungen: unheilbare körperliche Gebrechen; gegenseitige Einwilligung, zumal bei kinderlosen Ehen, oder tiefe Abneigung; ferner Religionswechsel und Landflüchtigkeit. Ausserdem ist die Gefahr vorhanden, dass die ausgesprochene Tendenz des neuen Gesetzes, die Scheidung zu erschweren, zu einer engherzigen Interpretation seiner Bestimmungen verleiten wird.

Die Auffassung der Ehe, welche dem Gesetze zu Grunde liegt, ist eine äusserst rohe. Verständlich und annehmbar ist diese Regelung der Dinge doch nur für Denjenigen, der nicht in einer möglichst grossen Zahl von glücklichen Ehen, sondern auch darin einen Gewinn sieht, dass zwei Leute zwangsweise zusammengehalten werden, wenn auch der letzte Funke von Zuneigung erloschen ist. Roh und oberflächlich ist vor Allem die Auffassung, als ob die Zerrüttung der Ehe in der Regel durch ein Verschulden herbeigeführt werde. Die Geschichte fast jeder Ehe lehrt, dass die das Verschulden begründende Handlung — mag sie in einem Ehebruch oder in Nachstellung nach dem Leben oder in Ehrenkränkungen bestehen — nicht die Zerrüttung herbeiführt, sondern umgekehrt durch die bereits vorhandene Zerrüttung veranlasst wird. Die Zerrüttung ist

eine innere Thatsache und die Entfremdung vollzieht sich ohne unser Zuthun und sie kann deshalb auch nicht ein subjektives Verschulden begründen. Nicht nach der Schuld soll der Richter forschen, sondern nach der Ursache, und alle jene hässlichen Auftritte und widerwärtigen Szenen, deren Schauplatz das „Heiligthum des Hauses“ ist, sollen nur insofern für ihn Bedeutung haben, als sie ihm die Ueberzeugung der unheilbaren Zerrüttung beibringen. Ist aber einmal die Entfremdung eingetreten, so soll die Scheidung verlangt werden können, auch ohne dass und bevor sie zu Exzessen führte. Die Möglichkeit, eine verfehlte und entgleiste Ehe aufzulösen, wird für Tausende zu einer Wohlthat. Und diese versagt nun das Bürgerliche Gesetzbuch gerade Demjenigen, der sie in erster Linie verdient, und macht sie käuflich um den Preis eines öffentlichen Skandals. Wie sich die Abneigung und Entfremdung äussert, das hängt nur zum kleinen Theil von der sittlichen Natur der Ehegatten und ihrem Bildungsgrade ab. Entscheidend hierfür ist viel häufiger das Temperament. Die That, die nach dem Gesetze dem Andern zur Scheidung berechtigt, wird oft genug im Affekt verübt, und wenn sie auf eine verwerfliche Gesinnung schliessen lässt, so lehrt die genauere Prüfung in manchen Fällen, dass die sittliche Verkommenheit nur die Folge der unwahren und unnatürlichen Stellung ist, in welche der Zwang des Zusammenlebens die Gatten bringt. „Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich“, so sprach zu Zarathustra ein Weib.

Nun drängt sich gerade hier die Frage auf, welchen Einfluss die Erleichterung der Scheidung auf das eheliche Leben habe; würde nicht der Gedanke, dass die Ehe ohne Schwierigkeit gelöst werden kann, die Versuchung fördern, sich jeder neu aufkeimenden Neigung, vielleicht jeder Liebeslaune ohne Widerstreben zu ergeben und würde dadurch nicht das Verhältniss zum Ehegatten, auch in den Fällen ernstlich gefährdet, in welchen es bei etwelcher Selbstbeherrschung wieder gesunden kann? Zuweilen wohl. Allein viel sicherer ist das andere: dass jene Ehen, die ursprünglich unter gesunden und natürlichen Voraussetzungen abgeschlossen wurden, durch die erhöhte Möglichkeit der Lösung nicht gefährdet und erschüttert, sondern umgekehrt in ihrem Bestande gefestigt und verinnerlicht werden. Dem unbefangenen Beobachter drängt sich die Wahrheit täglich auf, dass nichts so geeignet ist, die Liebe abzustumpfen und zur Gewohnheit zu erniedrigen, wie unsere Zwangsehe. „Ueberhaupt haben die Heirathen etwas Tölpelhaftes“, so charakterisirt Goethe die Ehe mit einem überaus glücklichen Ausdruck, und wenn er in den Wahlverwandtschaften den Grafen sagen lässt: „Die Heirathen verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit Eins wie das Andere nunmehr seiner Wege gehe“, so drückt dieser Satz gewiss nur die Erfahrung aus, die der Geliebte der Christiane Vulpius in seinem reichen Leben bestätigt gefunden hatte. Wollte man paradox scheinen, so könnte man behaupten: die wahre Liebe verkümmere in der Ehe und vertrage sich nicht mit deren Unauflöslichkeit. In wilden Ehen findet man oft eine Treue und eine Beständigkeit der Zuneigung, die mit dem schweren Schicksal, dem sie ausgesetzt sind, nur zu wachsen scheint. Und sind schliesslich diese Beispiele nicht allzuhäufig, so zählt dafür Jeder von uns die Fälle an den Fingern her, in denen der Ehemann, dessen eherrlichen Rechte der Staat verbrieft, in der Ehe zum groben Lümmel wird, der an die Kellnerin in seiner

Stammkneipe an einem einzigen Abend mehr Liebenswürdigkeit verschwendet, als an seine Gattin im Laufe eines Monats.

Schliesslich liesse sich die Tendenz, die nun im Bürgerlichen Gesetzbuche zur Geltung kommt, zwar nicht billigen, aber doch verstehen, wenn die bisherigen Erfahrungen die Gefahr eines Missbrauchs des Scheidungsverbotes nahe legten und irgend welche Anzeichen dafür sprächen, dass die „Heiligkeit der Ehe“ unter der Herrschaft des geltenden Rechtes gelitten habe.

Wie verhält es sich damit?

Zunächst die Zahl und die relative Häufigkeit der Ehescheidungen.

Im Jahre 1889¹⁾ sind in Deutschland insgesamt 6780 Ehen gerichtlich geschieden worden. Die Zahl der Eheschliessungen im genannten Jahre beläuft sich auf 389 339, und die Zahl der bestehenden Ehen auf 8 200 000, so dass also auf eine Scheidung 58 neue Ehen und 1211 bestehende Ehen entfallen. Es kamen also auf je 100 Eheschliessungen 1,7 Scheidungen und von je 100 000 bestehenden Ehen wurden im Laufe eines Jahres 82 geschieden. Wenn nun unsere „Moralstatistiker“ in diesen Zahlen eine „sittliche Gefahr“ erblicken, so wird man ihnen nur beipflichten können, aber verständigerweise die Gefahr nicht in ihrer Grösse, sondern in ihrer Kleinheit, nicht in der Häufigkeit, sondern in der Seltenheit der Ehescheidungen finden. Denn als Thatsache steht fest, dass die Zahl der zerrütteten Ehen, deren Lösung im Interesse der Sittlichkeit und vor Allem auch im Interesse der Kinder liegen würde, eine ungleich grössere ist.

Die Sachlage ändert sich in keiner Weise, wenn die relative Häufigkeit der Scheidungen ins Auge gefasst wird. Sie hat zwar in Deutschland in den letzten 20 Jahren zugenommen, aber noch lange nicht den Stand erreicht, den die erste Hälfte unseres Jahrhunderts aufweist.²⁾ Während noch im Jahrfünft 1881—1885 auf je 1430 bestehende Ehen eine Scheidung entfiel, ist die letztere Zahl bis 1889 auf 1211 heruntergegangen. In andern Staaten sind die Scheidungen relativ seltener geworden, so beispielsweise in der Schweiz, wo im Durchschnitt der Jahre 1876—1880 auf 10 000 bestehende Ehen 22 Scheidungen kommen, im Durchschnitt der Jahre 1891—1895 aber nur noch 18.

Das Bild weist nun freilich etwas andere Züge auf, wenn nicht diese Durchschnittszahlen ins Auge gefasst werden, sondern Gruppen mit einheitlicheren Lebensbedingungen. In den Städten ist das Ergebniss, man ist fast versucht, zu sagen, ein erfreulicheres als auf dem Lande. So kam in Berlin im Jahre 1890 eine Scheidung auf 377 bestehende Ehen, im ganzen Deutschen Reich aber eine Scheidung auf 1200 bestehende Ehen.

Im Ganzen genommen zeigt die Gesetzgebung die Tendenz, das Eingehen der Ehe zu erleichtern. Diese Wirkung kam zweifelsohne auch der Einführung der obligatorischen Civiltrauung zu. Wenn nun gesagt wird, dass die Erleichterung

¹⁾ Die Zahlen haben sich seither nicht wesentlich geändert. Einige Angaben über die Scheidungshäufigkeit in verschiedenen Ländern finden sich in den Jahrbüchern für National-Oekonomie und Statistik. 3. Folge. 6. Bd. S. 259. — Sehr interessante Aufschlüsse bietet für die Schweiz: Publikationen des schweizerischen statistischen Bureaus. Lieferung 103. „Die Eheschliessungen und Ehelösungen 1871—1890.“

²⁾ Die relative Häufigkeit der Scheidungen ist natürlich nicht zu messen an der Zahl der Ehescheidungen, wie es oft geschieht, sondern an der Zahl der bestehenden Ehen. Das Verhältniss der Scheidungen zu den Eheschliessungen ist nur von Bedeutung für die Ehebilanz.

der Eheschliessung in der Erschwerung der Scheidung gleichsam ein Korrektiv finden müsse, so ist das eine überaus bornirte Anschauung. Das käme schliesslich darauf hinaus, dass man die Ehe zu einer Mausefalle macht. Die zutreffende Erwägung wird vielmehr so lauten müssen: Je formloser die Eingehung der Ehe ist, je leichter den Leuten der Entschluss sich zu verheirathen gemacht wird, desto zahlreicher werden naturgemäss die verfehlten und unglücklichen Ehen sein, und desto wünschenswerther ist die ausgiebige Möglichkeit, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, bevor die Ehegatten an Leib und Seele gebrochen sind. Dass die Erleichterung der Scheidung den leichtsinnigen Abschluss der Ehen fördere, ist ebenso wahr, wie die Meinung, dass die Einführung der Todesstrafe die Häufigkeit der schweren Vergehen herabdrücke. Diese Vermuthung findet dann auch in der Ehescheidungs-Statistik nicht die geringste Bestätigung, nicht einmal in Berlin, wo doch die Zahl der sogenannten leichtfertigen Ehen naturgemäss eine ziemlich grosse sein wird und für einen überwiegend grossen Theil aller Ehepaare die gesellschaftliche Stellung kein Hinderniss für die Scheidungsklage bildet. Im Jahre 1894 wurden dort 1126 Ehen gerichtlich geschieden. Und zwar ist die Scheidung erfolgt in 278 Fällen innerhalb 5 Jahren nach dem Abschluss der Ehe; in 400 Fällen erreichte sie dagegen ein Alter von 6—10 Jahren, in 215 Fällen ein Alter von 11—15 Jahren, in 131 Fällen trugen die Eheleute ihr Kreuz 16—20 Jahre lang, und 102 Ehepaare liessen sich scheiden, nachdem sie sich 20, 30 und mehr Jahre lang das Leben verekelt hatten. Im ersten Jahre der Ehe sind nur 4 Paare, im zweiten nur 45 und im dritten nur 77 geschieden worden, sodass also immerhin 90% aller geschiedenen Ehen mehr als 3 Jahre gedauert haben. In andern Ländern hat sich ein ähnliches Verhältniss herausgestellt. Von 1875—1891 wurden in dem schweizerischen Kanton Zürich 3878 Ehen geschieden: und zwar 7% im ersten Jahre nach der Verheirathung, 18% nach 2—5jähriger Dauer, 38% nach 6—10jähriger Dauer und 37% nach mehr als 10jährigem Krieg.

Aber die Heiligkeit der Ehe.

Damit muss es nun freilich eine besondere Bewandniss haben; denn worin diese Heiligkeit besteht, ist auch aufmerksamen Beobachtern ein düsteres Geheimniss geblieben. Wie die Ehen zu Stande kommen, seit sie nicht mehr im Himmel geschlossen werden, ist bekannt. Auch die Statistik zeigt die Heiligkeit der Ehe in einem sonderbaren Licht. Ueber das Motiv, dem die Heirath entspringt, giebt sie freilich keine Auskunft, wohl aber über gewisse thatsächliche Verhältnisse, die einen Rückschluss auf das Motiv gestatten. Wenn der Mann 10 und 20 Jahre älter ist als die Frau, so ist die Vermuthung, dass die Frau in der Ehe eine Versorgung suchte, sehr oft eine begründete, und fast regelmässig wird es sich um eine Geschäftshe handeln, wenn der Mann eine um 5 und mehr Jahre ältere Frau heirathet. Aus der schweizerischen Statistik der Ehescheidungen lässt sich der zahlenmässige Nachweis führen, dass die relative Häufigkeit der Scheidungen zunimmt mit der wachsenden Altersdifferenz der Ehegatten. Das Bedenkliche liegt aber wahrhaftig nicht darin, dass diese Ehen geschieden, sondern darin, dass sie eingegangen werden.

Eine Erscheinung verdient vor Allem hier hervorgehoben zu werden, der gewiss auch der spätere Kulturhistoriker sein Interesse nicht versagen wird. Ich meine den schreienden Gegensatz zwischen der offiziellen Einschätzung der Ehe als dem Fundamente der sittlichen Weltordnung und der Rolle, welche

gegenwärtig die Ehe im Anekdoten- und Zotenschatz des deutschen Volkes und in unseren Witzblättern spielt. Früher machte man sich lustig über die bösegeartete Schwiegermama und allenfalls noch über den Hahnrei, wir aber lassen unsere schlechte Laune aus an der Ehe als solcher. Die guten und schlechten Witze über den Ehemann, den Schwiegervater, das Heirathsbureau, die Kunst verheirathet und doch glücklich zu sein, das Dienstmädchen zählen nach Hunderten, und die Fundgrube scheint noch lange nicht erschöpft zu sein. Wenn aber nicht Alles täuscht, so liegt hier der Beginn einer Reaktion gegen das geltende Eherecht, eine Auflebung, die sich heute noch freilich nur äussert in höhnnendem, zersetzendem Witz, in einer Verspottung dessen, was der Zwang der gesellschaftlichen Konvention von uns fordert; wir suchen Erleichterung, indem wir uns selbst ironisiren und tüchtig mitlachen, um nicht ausgelacht zu werden. Allein das ist kein Heilmittel und es wird bald auch aufhören ein Trostmittel zu sein. Und dann wird das Bedürfniss nach Wahrheit und Aufrichtigkeit in unseren geschlechtlichen Beziehungen sich stärker erweisen als der gute Ton und die gesellschaftliche Heuchelei, stärker auch als die verzopfte Philistermoral.

Komponist und Fabrikarbeiter.

Auch ein soziales Zeitbild.

Von

Wilhelm Mauke.

(München.)

Ungläubig wird hier mancher Leser den Kopf schütteln: „Komponist und Fabrikarbeiter.“ Als ob die traurige Zeiterscheinung „Künstlerproletariat“ nicht einmal ganz nackt und unverschleiert zu Tage treten könnte in einem eklatanten Fall, wo ein genialer Künstler, der nicht verhungern wollte, weil er nur geistig schaffte, der undankbaren Muse das Handwerkszeug vor die Füsse warf, den Künstlersamant abzog und sich in der Arbeiterblouse an die Maschine stellt, um durch mechanische Arbeit von der kapitalistischen Gesellschaft die Bettelpennnige zur Stillung der dringendsten Lebensnothdurft zu erzwingen, die die Theilnahme des vielköpfigen Ungeheuers Publikum dem „freien Künstler“ vor-enthielt! Ist ein solcher geradnackiger Mann für seine Vorurtheilslosigkeit, mit der er den Uebertritt vom „glänzenden Schein“-Proletariat zum zielbewussten Klassenproletariat vollzog, etwa zu tadeln? Karl Gleitz ist es, von dem wir reden. Die Geschichte des charaktervollen Künstlers ist so traurig, zugleich aber eine so treffliche Illustrirung für das System der staatlichen Züchtung von Sozialisten, dass wir sie unsern Lesern in aller Kürze hier erzählen wollen.

Karl Gleitz — dies als erste Erklärung des Verkanntbleibens und Todgeschwiegenwerdens seitens der offiziellen musikalischen Gesellschaftsstützen — ist als schaffender Tondichter eine durch und durch vornehme, dabei abseitsstehende, unausgefahrene Wege ohne Prätension, aber mit souveräner Verachtung des akademischen Formelzopfes verfolgende Künstlernatur mit herrlicher Eigenprägung. Seine von dem bekannten „kleinen Kreis geistesaristokratischer Feinschmecker“ wohl geschätzten Vorzüge als Komponist sind: reinstes Empfinden ohne Sentimentalität, stets edle und vornehme Melodik, ungesuchte Originalität der polyphonen, harmonisch sehr reich gegliederten Diktion, ein glutvolles, üppiges Farbenkolorit seines Orchesters, des virtuos gehandhabten Lieblingsinstruments Gleitzens. Der jetzt wohl 35 jährige, auf der Höhe seines Könnens stehende Künstler hat ausser einer Reihe tiefempfundener Lieder und Klavierwerke mehrere grosse sinfonische Tondichtungen auf der Basis Liszt-Berlioz-Wagner, aber mit ganz neuen Farbenmischungen und kühnen, den Philister bass entsetzenden Ausdrucksmitteln geschrieben. Ich nenne nur „Venus

und Bellona“, „Joss Fritz“, „Irrlichter“ (eine grandiose, geistsprühende Fantasie für Orchester und Klavier), „Alberichs Drohung“, „Ahasver“, „Frühlings Erwachen“. Nachdem Gleitz von dem weiland berühmten Contrapunktisten Rheinberger an der Münchener Musikschule die öffentliche Zensur: „Untauglich!“ erhalten (der streng kanonische Ritter von der Fuge merkte eben schon in seinem gelahrten, entsetzlich trockenen und reaktionären Unterricht, dass der wilde Feuerkopf sich seinem Kanon nicht fügen wollte und rächte sich in seiner Weise dafür, indem er ihm einen schweren Stein an die Füsse hängte, der Gleitz im späteren Leben, wenn er mit offiziellen Musik-Senatoren etc. in Berührung trat, sehr unangenehm fühlbar wurde), verzichtete er auf den ferneren Geistesdrill in den staatlichen „musikalischen höheren Form-Reitschulen“ leichten Herzens und bildete allein seine natürliche Begabung durch Energie und eisernen Fleiss zur Meisterschaft aus. Ganz in der Stille, von keinem Dutzend Menschen gekannt, reiften seine grossen Orchesterwerke heran. Im Jahre 1894 veranstaltete er mit schwerem Gelde, in dem Wahne mit einem Schlage in der Öffentlichkeit zu siegen, ein eigenes Kompositionskonzert in der Berliner Philharmonie. Resultat bei dem fortschrittlich gesinnten Theil der Kritik: „Ein werdendes Genie!“ — „K. Gleitz ist möglicher Weise zu sehr Grosseem berufen.“ — „Diese geniale Musik antizipirt das kommende Säkulum.“ — „Eine anarchistische Kundgebung im Reiche der Tonkunst!“ Resultat bei den Rückschrittlern, Beckmessern, geachteten Aesthetikern und dem „kaufkräftigen Publikum“: höhnische Randglossen oder mit Erfolg angewandtes systematisches Todtschweigen. Und „Noth und Sorge, die Schutzgöttin des deutschen Musikers, falls er nicht etwa Kapellmeister eines Hoftheaters geworden ist“ (R. Wagner), sie schlichen bleich und grau in des Schaffenden Heim. Die feile Dirne „Erfolg“ aber winkte gleissend vor dem Fenster, bereit ihm die weiten Arme zu öffnen, falls er den Nacken beugend bei den Spitzen des officiellen Heerdenviehs um Protektion buhlen würde oder falls er seine Kunst prostituiren würde.

Aber Karl Gleitz verkaufte sich weder moralisch noch vermochte er die Schutzgöttinnen von seiner reinen Muse zu scheuchen. Doch ich gebe jetzt dem stolzen Verbitterten selbst das Wort: „Vergeblich war der grosse Fleiss, mit dem ich meine Arbeiten gefördert hatte. Meine Kalkulation war doch ganz einleuchtend gewesen. Ich hatte beabsichtigt, mir durch meine Arbeiten einen Namen zu schaffen, um dann als bekannter Künstler eine Lebensstellung erringen zu können. Ich wollte Empfehlungen und Konnexionen, die mir gänzlich fehlten, und ohne die man in unserer Gesellschaft niemals etwas zu erreichen vermag, durch mein Können ersetzen. Aber mein Können kann nicht in die Öffentlichkeit, denn Kapellmeister und ausübende Künstler führten meine Werke nicht auf; ihre Gleichgiltigkeit überdauerte meine finanziellen Hilfsmittel, die mich bisher in den Stand setzten, ungestört zu arbeiten!“ Welch ungeheurer Hohn auf unsere corrumptierte Wirtschaftsordnung liegt doch in diesen einfachen, dünnen Worten! Weil Gleitz arbeitete, wurde er mittellos. Staat und Gesellschaft, haben für die „überflüssigen“ (weil nicht wie ein Paar Schuh' zur Lebensnothdurft gehörigen) „Luxusprodukte“ des freien Künstlers keine Verwendung, also auch keinen Lohn, ausser wenn eben der Künstler sich in den Dienst irgend eines orthodoxen, historischen, monarchischen Gedankens stellt, also unfrei wird.

Gleitz verarmte also mit logischem Zwang gänzlich, weil er den utopistischen Glauben an die öffentliche Gerechtigkeit hegte, ohne Konnexion schaffend arbeitend sich eine Lebensstellung erringen zu können! Ja, hätte der idealistische Schwärmer sich der kapitalistischen Gesellschaft als krittelnnder Tintenkuhl für 5 Pfennige die Zeile oder als musikalischer Hausknecht für 50 Pfennige die Stunde verkauft, dann hätte es vielleicht noch zu einem Abonnement in der Volksküche gelangt. Aber so hatte der Komponist eben sein ganzes kleines Vermögen zu dem kostspieligen Stich seiner Partituren, zum Druck seiner lesenswerthen Selbstbiographie „Künstlers Erdenwallen“ (deren II. Band soeben bei seinem Verleger W. Grossekurth-Berlin erschienen ist und dem wir unsere Mittheilungen entnehmen) verwendet und es so gewissermassen in Weiseln auf die Zukunft angelegt, die Niemand einlösen wollte.

Kurz entschlossen wändte nun Gleitz dem grossen Moloch Berlin, der Grabstätte seiner Hoffnungen und seiner Kinder den Rücken und wanderte ruhelos und ziellos über den runden Rücken der Welt, um das Allernothwendigste zur Lebensfristung zu suchen. Welche Dämonen mögen in der Brust des feingebildeten, der Kultur wahre Segnungen, der Erde Schönheiten über Alles liebenden Mannes wach geworden sein, als er sich wie ein Landstreicher in den Staub und Schlamm der Landstrassen gestossen sah! Wie eine bittere Satire auf die orthodoxe Kathederphrase der Soziologen in Amt und Würden „vom freien Spiel der Kräfte“, liest sich seine Klage: „Mir war es nicht vergönnt, in Kreise meiner Lieben der Kunst zu leben, gleich den „genialen“ Menschen, die auf ererbtem Geldsack sitzen: „das Genie bricht sich Bahn“ sagen, in den Geldsack greifen, der das Genie enthält und auf der Ruhmesleiter eine weitere Staffel erklimmen.

In diesem Jahre nun kam Gleitz auf der Walze nach Wien. Und hier ging eine äussere und eine innere Wandlung mit ihm vor. Der Künstlerproletarier ward zum begeisterten Sozialisten. In nur zu bitteren, vom Hass entstellten Worten nennt er die Kunst, der er sein Herzblut opferte, die ihm dafür Steine statt Brod gab, eine süssliche Dirne, die nur den Müssigen bei Hummern und Burgunder die Stunden kürzt. Das folgende Lied vom rothen Hasse, dass wir aus dem einst so liederreichen Mund des Gelehrten, Enttäuschten wohl verstehen können, das aber eine Allgemeingiltigkeit für die Tonkunst nicht hat, sei als psychologisches Dokument gleichwohl hier angeführt: „O wir Narren, wie passt das Fideln und Klimpfern in unsere grosse, gluthdurchwehte Zeit voll Kampfes- und göttlichen Freiheitsdranges! Dort kämpften unsere Brüder und wir verändelten unsere Kraft in musikalischem Pfänder- und Liebesspiel! Und statt die Jugend zum Kampf für Recht und Freiheit zu erziehen, lehrten wir sie das Klavierspiel und plagten sie mit Quinten- und Oktavenverboten. Du grosser Gott, wie danke ich dir, dass Du mich hierher führtest und mich erkennen liessest, dass es meine Aufgabe nicht mehr ist, den Volkgeggessenen mit lieblichem Tonspiel die Ohren zu kitzeln, sondern dass ich berufen bin, den Enterbten in meiner Weise zu nützen und zu dienen und sie zum Kampfe zu rufen. Mein Herz ist eins mit dem Pulsschlag unserer Zeit. Ihr Armen und Unterdrückten, Euch gehört mein Leben und Streben; unter Euch will ich weilen, mit Euch will ich — arbeiten!“ Und er setzte dies Versprechen in die That um. In der lustigen Donaustadt wurde der deutsche Komponist Karl Gleitz — Fabrikarbeiter! „Nun stand ich Tag für Tag vom frühen Morgen bis späten Abend in dunstigen Räumen bei harter Arbeit und frohndete für das bischen Lebensunterhalt. Anfänglich erhielt ich freilich nichts. Aber bald hatte ich es soweit gebracht, dass ich den jüngeren Arbeitern gleichgestellt werden konnte. Doch das will nicht viel sagen, denn die Arbeitslöhne sind, zumal in Wien, ausserordentlich niedrig. In dieser Zeit meines Wiener Aufenthaltes lernte ich soviel Elend kennen, dass man ganze Bände damit füllen könnte. Fast täglich sah ich Menschen, die nicht das Nothwendigste zum Leben hatten.“ Und nun kommt die bittere Ironie: „Um wie Vieles war ich da glücklicher als sie. Wohl wohnte ich nicht besser, aber ich hungerte doch nicht. Freilich war ich ja nicht nur Arbeiter; ich war doch auch ein deutscher Komponist. Und das brachte mir doch immerhin soviel ein, dass ich in der Volksküche meinen Hunger stillen konnte. Wien hat durch diese Einrichtung endlich etwas für seine Künstler gefhan! Wie manchem Komponisten würde sie zu Gute gekommen sein, hätte sie früher bestanden.“

Wie werden nun die gut situirten „Brüder in Apoll“, die in wollüstigem Liebeschmerz sich windenden Nervenkünstlerlein mit Glacés, Gummischuhen und Gardenias im Knopfloch über den „Deklassirten“, den „Heruntergekommenen“, den „Lumpenproletarier“ reden! Die einen mit unverschämter Theilnahme, die anderen mit fettem Pharisäer-Lächeln.

Karl Gleitz, das werden unsere Leser aus meinen Mittheilungen herausgeföhlt haben, — ist nicht der Mann dazu, die öffentliche Mildthätigkeit, wenn auch nur in Form von sogenannten „Ehregaben“ anzusprechen. Und die bürgerliche Gesellschaft wird auch ihrer früher so gern und so öffentlich geübten Mildthätigkeit allmählich müde. Die Fälle mehren sich so sehr, und unsere Bourgeoisie hat so viele Verpflichtungen. Sie hat für einen Liliencron nichts gehabt — sie wird wohl auch für einen Gleitz nichts haben.

Die sozialen Grundlagen der modernen Dichtung.

Von

Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

(Schluss.)

Das klänge wieder vortrefflich: wenn wir nur nicht unglücklicher Weise davon ausgegangen wären, dass das vorhandene „Publikum“, also eben jener Ausschnitt, sich ja als ein so bodenloser Ignorant in der wirklichen Werthschätzung des Dichters erwiese und dadurch eben die Schäden erzeugte, die uns in diese Gedankenkette hineingeführt haben. Mit Rücksicht auf die Behandlung des Dichters geht es schlechterdings nicht an, zu sagen: Besitzende und Gebildete fallen heute zusammen. Selbst wenn jener Schönredner recht hätte und alle Besitzenden heute eo ipso „Gebildete“ im konventionellen Sinne wären, so vergisst er dabei vollkommen, dass der konventionelle Begriff „Bildung“ bei uns heute gerade ästhetische Bildung noch nicht einschliesst. Unsere offiziellen, für Geld zu erlangenden Bildungswege vom Gymnasium an sind vorläufig auf alle Arten von nüchterner Wissenübertragung eingestellt, vermitteln aber mit verschwindenden Ausnahmen keinerlei ästhetische Bildung. Und es fehlt denn auch an solcher in himmelschreiender Weise in neunundneunzig Fällen, wo im konventionellen Sinne sonst „Bildung“ erreicht ist. In gewissem Sinne lässt sich sogar unser konventioneller Bildungsgang in seiner Durchschnittsform als eine geradezu antiästhetische Erziehung bezeichnen.

Die naive Empfänglichkeit wird herabgestimmt, es wird verdorben statt entwickelt. Kein Wunder, wenn schliesslich ein Resultat sich zeigt, wie das oben geschilderte.

Die ästhetische Ignoranz des „Ausschnittes“, mit dem der Dichter es anstatt mit seinem „Volke“ allein zu thun hat, äussert sich übrigens nicht bloss in der völligen Ungerechtigkeit, die bei der Abschätzung der Dichtungen zum Ausdruck gelangt. Sie verengt gleichzeitig auch noch diesen Ausschuss selbst an allen Ecken und Enden. Die Besitzenden; die Dichtungen kaufen können, denken zum Theil garnicht daran, es wirklich zu thun. Sie betheiligen sich vielfach überhaupt nicht an der Auswahl, weder im Guten noch im Schlimmen, weil sie eben so wenig ästhetische Bedürfnisse haben, dass die ganze Sache sie garnicht berührt. Besonders bei uns im lieben Deutschland ist diese schlechtweg negative Stimmung nur zu sehr verbreitet und sie wächst, je mehr man in den Reihen der Besitzenden nach oben geht, charakteristischer Weise an, anstatt zu sinken. Wäre sie nicht da, so würde im Ganzen wenigstens noch viel mehr in die Dichtung hineingesteckt und es könnte vielleicht noch der eine oder andere hungernde Poet dabei mitgeschleift werden. Die grossen Kontraste und Ungerechtigkeiten kämen indessen auch so nicht aus der Welt.

Die Zertrennung der Nation und, in gewissem Sinne, der ganzen Kulturmenschheit in eine relativ kleine besitzende Klasse und eine breite Masse Besitzloser, ist eine soziale Thatsache, begründet in dem augenblicklichen Gefüge unserer Gesellschaft. Schäden, die einem wichtigen Kulturgebiete zugefügt werden, als Folge solcher Thatsache nachweisen, heisst immer eine gewisse Kritik gegenüber diesem ganzen Gefüge anstimmen. Die moderne sozialistische Doktrin ist die konkreteste Form solcher Kritik in weitgehendem Maasse. Es ist nun zweifellos, dass auch unser junger Poet, wie wir ihn uns gedacht.

haben, durch die angedeuteten Gedankengänge zu einer gewissen Kritik geführt werden muss. Jene Zertrennung beschränkt das Gebiet, wo die dichterischen Leistungen auch nur einigermaßen belohnt werden, auf einen engen Kreis. Dort aber herrscht eine so gut wie vollkommen blinde und unvernünftige Wahl, die jeder Gerechtigkeit Hohn spricht. Kein Zweifel: die Dichtung hat keinen Gewinn von dem bestehenden Zustand, sondern Schaden. Und die Dichtung ist ein heiliges Gut der Menschheit. Ohne sie, so sagt sich alles berechnete Kunstbewusstsein des Beobachters, geht der Kultur ein unersetzlicher Factor verloren. Wer sie schädigt, der schädigt letzten Endes die Fortentwicklung der Menschheit. Das vorhandene soziale Gefüge, das solche Schädigung wie eine Nothwendigkeit aus sich hervorgehen lässt, kann also unmöglich das „denkbar beste“ sein, für das es von seinen Schönrednern ausgegeben wird.

Es hiesse natürlich viel zu weit gehen, wenn man deswegen schon erwarten sollte, unser schlichter Beobachter werde jetzt bereits im negativen wie positiven Sinne etwa Sozialdemokrat werden. Natürlich: ein Zustand, bei dem nicht bloß ein kleiner Prozentsatz der Nation, sondern Alle im Volke so viel Mittel besäßen, um sich auch Dichtungen kaufen (oder, bei dramatischer Form, ansehen) zu können, würde auf den ersten Blick auch dem Dichter weit vorzuziehen sein. Aber die Sache hat ihren Haken, — ganz abgesehen davon, dass der Sozialismus im Allgemeinen oder gar die sozialdemokratische Partei im Engeren solchen Zustand nicht nur vage verheissen, sondern zugleich die Theorie eines ganz bestimmten Weges verfechten, wie man durch negirende Kritik und weiter durch positive Vorschläge dahin kommt, — eine Sache, die unser Poet bloß vom Boden jenes Wunsches aus zunächst noch garnicht kontrolliren kann. Der Haken liegt darin: es kommt ja nach dem Voraufgehenden als eigentlich noch viel wichtigere Sache die Bildungsfrage in Betracht. Was nützte die enorme Erweiterung des kleinen Leser- und Hörer-Ausschnitts zum vollen Kreis, wenn diesem vollen Kreis auch in der Zukunft bloß die „Bildung“ der heutigen Besitzenden zukäme, — jene Bildung, der das ästhetische Element radikal mangelt! Der Besitz allein scheint da nichts zu garantiren. Wie, wenn in einem sozialen Zustand, der die grelle Besitzdifferenz im sozialistischen Sinne wie Spreu weggefegt hätte, nun doch dieselbe mangelhafte Bildung bliebe? Nach wie vor würden von Millionen ästhetisch unfähiger Leser die jammervollsten Halbdichter bevorzugt und belohnt, während die besten Poeten im günstigen Falle in solcher Gesellschaft wohl nicht gerade mehr verhungern, aber doch in einer für sie selbst höchst beschämenden Weise gleichsam als „Gesellschaftsinvaliden“ nur so durchgeschleppt werden würden.

Inzwischen, während er so schon etwas „Blut der sozialen Kritik“ geleckt hat, aber im Engeren doch noch zweifelnd steht, mag unser junger Poet selber aus der Theorie immer mehr in die Praxis kommen. Am eigenen Fleische soll ihm fühlbar werden, wie bitter die Dinge liegen. Es kann ihm nicht entgehen, dass der unglückliche wirtschaftliche Zustand, in den der moderne Dichter sich gedrängt sieht, noch eine weitere Gefahr jenseits des Dilemmas: Erfolg oder Verhungern für den Dichter zeitigt. Es treten zwei Versuchungen an ihn heran, beide als Auswege gepriesen, beide aber nur wucherndes Unkraut eines schlimmen Bodens, in dem die Poetenkraft schliesslich eben so sicher erstickt, wie wenn das einfache Verhungern an sie heranträte. Rings um sich her wird der Beobachter die schwachen Seelen unter den Kämpfern abfallen sehen

nach beiden Versuchungsmöglichkeiten wie die Fliegen, und ihm selbst wird in der Praxis der Satan so dicht auf den Leib rücken, dass er seine liebe Noth hat und sehr froh sein kann, wenn er nicht sofort unterliegt.

Der eine Ausweg dieser Art ist sinnfällig grob, ködert aber doch alltäglich seine Leute. Der Dichter will leben. Was er in ehrlichem Schaffen bietet, wirft das Publikum (jene verengte Auswahl der Besitzenden) bei Seite. Der Geschmack dieses Publikums, barbarisch und geradezu antiästhetisch wie er ist, fordert Schund von bestimmter, durch engherzig-moralische Konvention, Mode u. s. w. vorgeschriebener Art. Diese Art bezahlt das besitzende Publikum nicht nur im Mindestwerth, sondern mit splendor Ueppigkeit, so dass das Loos des Poeten, der hier einzusetzen weiss, unmittelbar vom ganz unbezahlten Hungerleider zum sehr gut gestellten „Selbst-Besitzenden“ steigt. Die Stimme des Versuchers raunt: Passe Dich mit Deiner Dichtung dem Geschmack des Publikums an und Du bist im Glück! Es giebt kein schärferes Vernichtungsurtheil für die Kunst, als diese Forderung.

Man muss sich vergegenwärtigen, wie echte Dichtung zu Stande kommt. Ganz aus dem eigenen Innern, ganz in der wirklich heiligen Empfindung der vollkommenen Einsamkeit des Individuums. Ich kann das Liebste besitzen als Mensch: werde ich als echter Dichter etwa meiner Geliebten, oder dem besten Vater, oder intimsten Freunden „zu Liebe“ eine Zeile meiner Dichtung anders machen, als sie mir aus dem Herzen kommt? Wenn irgendwo, so gilt in der Dichtung das herbe, aber gewaltige Wort „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen“, — und nicht blos der Mutter, — Jedem gegenüber. Und nun soll das ganze Dichten, bei der Wahl des Stoffes, bei jeder Szene, jedem Wort der Ausführung, in seinen ethischen wie in seinen ästhetischen Qualitäten, — es soll schon von Beginn an ausgeübt werden unter stetem Hinblick auf einen armseligen, zurückgebliebenen, halb brutalen, halb altjüngferlich prüden, jedenfalls durch und durch unkünstlerischen Modegeschmack eines unwissenden Publikums. Jedes Wort, jeder Vers soll im buchstäblichen Sinn hier auf die Goldwaage kommen: auf die Waage, die anzeigt, ob auch der Geschmackspunkt der „Besitzenden“ und damit der Geldpunkt im Sinne von Zehnmarkstücken erreicht ist.

Es ist ausser jeder Frage, dass die Muse hier vom Hungertode gerettet wird, indem man sie der Prostitution in die Arme hetzt. Unter diesem Gesichtspunkt ist aber die moderne Dichtung die reine Friedrichstrasse. Nicht nur dass eine Menge gut angelegter Talente in diese Entweiheung hinabstürzen: es scheint Vielen geradezu der Sinn schon dafür zu fehlen, dass hier das heiligste Palladium aller Kunst mit Füßen getreten ist. Wenn unser Beobachter stark genug ist, diesem Abgrund zu entgehen, und zugleich den klaren Blick für die ganze Sachlage sich erkämpft, so wird er sich sagen müssen, dass diese Prostitution als Folgeerscheinung einer verwickelten und trostlosen Situation eigentlich noch viel grausiger wirkt als das Verhungern. Sie tödtet die gute Dichtung nicht akut, sondern sie lähmt sie chronisch und führt sie langsam in die schlechte hinüber, bis alle Grenzen schwanken und die gesammte Kunst der Zeit einen Talmiglanz erhält, der Misstrauen weckt.

Die zweite Art der Versuchung ist gewiss weniger anrühlich, aber eine Fallgrube enthält sie gleichwohl. Und es ist vielleicht ihre gefährlichste Eigenschaft, dass sie so raffiniert verschanzt auftritt, dass selbst Leute, die ihr Leben

lang in der dichterischen Arbeit gestanden und ihr echtes Theil darin geleistet haben, sie vollständig verkennen können.

Eine ganze Anzahl guter Poeten unserer Tage bleibt im Prinzip dem Satze absolut treu, dass echte Kunst niemals unter Rücksichtnahme auf das zahlende Tagespublikum zu Stande gebracht werden könne, und dass der echte Künstler in sich Pflichten habe, denen er folgen muss, auch wenn die Mode des Tages einstimmig hohrlachend widerspricht und auf all seine Leistung hin nicht das leiseste klingende Angebot erfolgt. Hier geben diese Leute nicht nach, niemals! Aber sie suchen doch ihren Ausweg. Um nicht thatsächlich zu verhungern, suchen sie ihrem Dichten gleichsam eine Sonntagsnachmittagsstellung zu schaffen, — am harten Werkoltag: schufteten sie in ganz anderem Joch, sie schreiben Kritiken, redigiren Zeitungen, verfassen Haufen mehr oder minder werthloser „ästhetischer“ Aufsätze, Broschüren, Bücher — und sie verdienen mit dieser Augenblicksmache, die der nächste Tag meist schon verweht, für die aber im Geschäftsgetriebe gewisse klare Geldsätze existiren und existiren können, das Brod zum Leben. Vielleicht hat unser junger Mann selber einen Vater besessen, der ihm schon von früh an eingepaukt hat, so gerade sei es das Richtige: erst müsse der Mensch etwas „Reelles“ arbeiten, dann, in Mussestunden, dürfe er auch frei dichten, ohne vor der strengen Muse an Geld und Geldeswerth denken zu müssen. Vielleicht hat er auch bei Beginn seiner Laufbahn den Rath irgend eines offiziell anerkannten Litteraturonkels nachgesucht und es ist ihm da, vom erklärten „dichterischen Fachmann“ selber, in ähnlichem Sinn verkündet worden, der junge Mensch müsse vor Allen etwas „Ordentliches lernen“, womit sich eine feste, stets gut bezahlte Position im Leben erringen lasse, — dann erst solle er überlegen, ob nicht eine gut ausgesparte freie Stunde einmal auch zum Dichten zu verwerthen sei. Der alte Gustav Freytag, der in solchen nützlichen Anregungen schwelgte, wusste das am hübschesten auszudrücken: er legte orakelheischenden Jünglingen ans Herz, dass ein fester „Beruf“ (mit festem Monatsgehalt natürlich) dem Menschen das so sehr wichtige „Selbstbewusstsein“ gäbe, wohingegen das Dichten, allein betrieben, der vollen Ausbildung einer kernhaften Persönlichkeit im Wege sei. Das klingt nun Alles wunderschön, aber wenn unser Poet ein kleines Stückchen Weg dem Rathe treu gewandert ist, so muss er auch hier wieder etwas höchst Fatales bemerken. Die Muse ist eine gefährliche Freundin. Sie lässt sich weder selbst zur Hure machen, noch duldet sie Vielherrschaft im Hause ihres Vertrauten, zumal nicht eine Vielherrschaft, die sie selber auf Sonntagnachmittags-Rationen setzt. Es ist eine sehr schöne Sache um das „Lernen“ beim Dichter. Er kann garnicht genug und nie genug lernen. In das Wörtchen „Dichten“ passt die ganze Welt hinein, alle Erkenntniss über die Dinge dieser Welt, — es giebt da nichts, was so klein wäre, in Geschichte, Naturgeschichte, Religion, Philosophie, öffentlichem Tagesleben, dass es der echte Dichter nicht in sich aufnehmen, in seiner Weise verdauen und zu seinen Zwecken verwerthen könnte. Darum, weil er so enorm viel „gewusst“ hat, war Goethe schon allein so viel riesengrösser als alle anderen Dichter seiner Zeit.

Aber es war es nicht, weil er Gehalt als Staatsminister bezog. Die Ministergeschäfte haben ihn im Gegentheil einmal, vor der „Flucht nach Italien“, um ein Haar ganz als Dichter zermalmt, — wie bei ihm selber genau genug nachgelesen werden kann. Alles „Lernen“ in noch so viel Gebiete und Metiers

hinein tödtet den Dichter, wenn es nicht blos um der Dichterei willen geschieht und als Hilfsfaktor in deren Zwecken. Alle jene „Schriftstellerei“, die heute von echten Poeten des Broderwerbs wegen betrieben wird, alle „Berufe“ überhaupt, die Poeten von Vollwerth ergreifen in dem guten Glauben, dass sie unbeschadet ja doch „nebenher“ noch dichten könnten, — sie sind in Wahrheit schleichendes Gift für das dichterische Können. Wenn irgend etwas den ganzen Menschen mit dem ganzen Geist, mit der ganzen Arbeitskraft verlangt, so ist es die Dichtung. Wer da Stücke ablöst, der nimmt nicht nur Zeittheile fort, in denen wer weiss was hätte geleistet werden können, — er reisst auch Stein um Stein von der elementaren Kraft selber los. Wie viel Talente sind so ganz verödet, wie viele haben kaum eine winzige Abschlagszahlung ihres Genies der Welt gegeben, wie viele sind in ihrer Dichtung so ledern geworden, wie ihr „Beruf“ war, nachdem sie vorher leicht wie Schmetterlinge gaukelten, Armselige Weisheit, die aus diesen Abzügen und Verwüstungen dann erst die „selbstbewusste Persönlichkeit“ erwachsen sieht, nachdem sie sie in der neuen, sich wirklich auslebenden Dichterindividualität nicht fand. Grosse Dinge, so bleibt es hier wie überall, treibt man nicht „nebenher“. Dichtung aber ist ein grosses Ding, ein „Werth ersten Grades“, der, wo er einmal ist, ganz sein muss oder garnicht. War im andern Falle Prostitution das rechte Wort, so könnte man hier von einer Art extremer Enthaltbarkeit reden, — eine Enthaltbarkeit, die sich darauf steift, moralisch zu bleiben, aber zu völligem Verfall schliesslich aller normalen Fähigkeiten führt.

Wir wollen annehmen, dass unser fingirter junger Poet Glück hat. Er meidet Scylla und Charybdis und gewinnt doch einigen Erfolg. Er soll zu der Schaar der poetischen Sonntagskinder gehören, die rein zufällig gerade solche Sachen produziren, die gute, prostitutionsfreie Dichtung sind und doch beim Publikum — sei es nun durch diesen oder jenen unberechenbaren Umstand — Anklang finden. Es giebt ja da die tollsten Unmöglichkeiten. Ein reiner, mit aller Keuschheit der Kunst arbeitender Dichter kann plötzlich unglaublichen Absatz finden, weil die rohesten Lebemänner sich für seine erotischen Szenen interessiren. Ein Lyriker des tiefsten dichterisch verklärten Welt Schmerzes sieht Goldströme auf sich eindringen, weil pessimistische Backfische und blasirte Gigerin sich blind an der Nacht seiner Verse berauschen.

Etwas Bescheidenes der Art soll auch unserm Manne in der Folge in den Schooss fallen, — eigentlich ohne dass er dafür kann, braucht er von einem gewissen Punkt ab nicht zu verhungern, braucht kein Lump an seiner Kunst zu werden und braucht auch die Kunst nicht über anderer Arbeit versauern zu lassen. Trotzdem: er wird nicht aus Dingen herauskommen, die ihm im Sinne jenes „kritischen Blutleckens“ zu denken geben müssen.

Er hat Bücher, Dichtungen veröffentlicht, — zuerst als unbekannter Anfänger, dann wenigstens mit einem erträglichen, über Wasser haltenden Erfolg. Dabei ist er bekannt geworden mit einer vorhandenen Institution: dem Verleger. Der Verleger schob sich als ein fester, allgemein anerkannter Typus des modernen wirthschaftlichen Lebens zwischen ihn und das Publikum. Und es war unausbleiblich, dass er auch hier gewisse typische Erfahrungen machte, die keinem modernen Dichter, der von seiner Arbeit leben soll, erspart geblieben sind. Gewisse höchst eigenthümliche Erfahrungen.

Es ist billig, im Engeren an dem Verlegerthum aus allerhand Gründen, wie sie der Augenblicksärger eingiebt, herumzumäkeln. Das Publikum ist dumm,

mit Poeten ist schwer auszukommen. Mit solchen und noch ein paar anderen landläufigen Argumenten wird der Verleger sich fast immer gut decken können, wenn man die Kritik zu klein, zu sehr auf den Spezialfall hin nimmt. Wer will auch leugnen, dass es Verleger giebt, die eine sehr tüchtige Persönlichkeit darstellen, die liebenswürdig und verständig sind, mit denen sich persönlich im Verkehr dauernd gut auskommen lässt, die eine ganze Fülle vortrefflicher Eigenschaften besitzen. Von hier ist der Sache nichts anzuhaben, Aber ein grosser Gesichtspunkt bleibt wahr. Das Verlegerthum, wie es uns heute vor Augen steht, ist ein ausgesprochenes Produkt des Kapitalismus. Und es stellt die Ecke dar, wo auch der Dichter, der sich nie einen Moment auch nur mit Nationalökonomie beschäftigt, ja diese Beschäftigung vielleicht direkt verachtet hat, mit dem ganzen Kopf gegen das Prinzip dieses Kapitalismus stösst und es sehen muss. Der moderne Verleger ist — alle gebildeten Verleger in Ehren, es handelt sich ja hier um das Fundament des ganzen „Verleger-Geschäfts“ — nicht ein ideal denkender Mensch, der dem Publikum helfen will, indem er etwa rein davon ausgeht, den ästhetischen Geschmack zu bessern oder dergleichen. Er ist auch kein idealer Freund der Dichter, der kein Opfer scheut, diesen auf die Beine zu helfen. Er ist im wesentlichsten Kern ein praktischer Geschäftsmann, der Geld verdienen will, — Geld für sich. Vor seinen Augen steht ein gewisses verworrenes Verhältniss zwischen Dichter und Publikum. In diese Verworrenheit tritt er nicht als ein opferwilliger Mann ein, der seinen Ehrgeiz darin setzt, den beiden Parteien zu helfen, sondern er baut auf diese Verworrenheit für sich die Möglichkeit, ein wohlhabender Mann zu werden. Es geschieht das im streng kapitalistischen Sinne. Ich kann es hier nicht im Detail ausführen, der Leser wird mich ja verstehen, da er die Begriffe und die ganze Doktrin kennt, um die es sich handelt. Ich gestehe gern, dass die Dinge in diesem Falle nicht gerade sehr extrem entwickelt sind: das liegt in dem ausserordentlich verwickelten Getriebe dieser litterarischen Verhältnisse überhaupt begründet. Sicher aber ist, dass gerade unter unsern Augen jetzt — mit dem Aufgehen vieler kleiner Verlagsgeschäfte in wenigen ganz grossen, mit der Bildung immer geschlossenerer Ringe u. s. w. — eine immer extremer kapitalistische Tendenz auch in Verlegerwesen sich Bahn bricht und die Dinge immer entscheidender zuspitzt. Doch das bei Seite. Die Hauptsache bleibt: der Dichter, indem er den Verleger zwischen sich und das Publikum treten lässt, sieht sich dem kapitalistischen System im eigenen Gebiete Stirn gegen Stirn gegenüber. Es ist nur gerecht, wenn seine Kritik in diesem Falle von allem Persönlichen abstrahirt und ganz ausschliesslich Kritik dieses konkreten Systems wird. Fragt sich ja nun, ob eine Kritik im irgendwie verurtheilenden Sinne nöthig sei.

Man muss die Antwort aus modernen Poetenkreisen sich holen. Sie ist vernichtend. Es ist nicht mehr die Marotte einer einzelnen zarten Seele: es es ist der Nothruf auf der ganzen kompetenten Linie, dass unser Verlegerthum wie ein Alp auf unserm Dichterthum laste. Dass die Schäden zum Himmel schreien. Dass es auf die Dauer so garnicht weitergehen kann. Alle möglichen Sorten von Selbsthilfen werden vorgeschlagen. Durchweg unbrauchbare Versuche, bei denen noch viel zu sehr verkannt wird, dass man ein System vor sich hat, das hier nur als ein (sogar relativ milder) Theil einer wirtschaftlichen Gesamterscheinung auftritt, und das unmöglich partikularistisch

blos in sich, sondern höchstens durch eine Kur an jener Gesamterscheinung zu heilen ist. Aber auch die unbeholfensten Experimente, den Dichter vom Verleger zu emanzipieren, sind nur Belege dafür, wie tief der Missstand empfunden wird. Und wenn selbst alle Verleger durch die Bank die vorzüglichsten Menschen wären — was denn doch bei der Schwäche des allgemein Menschlichen nicht gut aufrecht zu erhalten ist — so wäre in der allgemein vorhandenen Missstimmung, denen ja Erfahrungen über Erfahrungen zu Grunde liegen, doch eine absolut schlagende Kritik des angewandten Systems enthalten.

Unserm Beobachter muss sich wieder ein Stück Klarheit, kritischer Klarheit erschliessen. Und zwar kommt er diesmal entschieden in eine ganz bestimmte Bahn hinein. Er erkennt die Gefahren des Kapitalismus. Er erkennt, dass von hier Verwirrungen kommen, die er zuerst auf seinem engen Gebiete an sich selber fühlt, für deren theoretisches Verständniss auf anderen Gebieten er damit aber auch zweifellos geweckt ist. Von der ganz allgemeinen Sozialkritik geht er über zu einer viel spezialisirteren Kritik, die diesmal schon mit dem ganzen negativen Theil der modernen sozialistischen, vor Allem der sozialdemokratischen Doktrin zusammenfliesst.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass der logische Gedankenfluss unseres fingirten Poeten an dieser Stelle noch einmal zu dem zurückkehrt, was ich oben als ein (auch in jeder sozialistischen Ausgleichung scheinbar ungelöstes) Problem bezeichnet habe: der ästhetischen Roheit des Publikums. Wer giebt die Gewähr, hiess es dort, dass, wenn Alle nun Bücher kaufen können, nicht Alle dauernd sich ebenso bornirt in ästhetischen Dingen erweisen werden, wie jetzt der kleine Ausschnitt der Besitzenden, die trotz ihrer Mittel theils gar keine, theils eine Auslese der schlechtesten Dichtungen kaufen? Der weit gediehenen Kritik des kapitalistischen Systems dürfte sich jetzt doch ein Ausweg darbieten. Wir sehen jenen Ausschnitt der Besitzenden von heute innerlich getragen vom Kapitalismus. Ihr ganzes Sein ist bis in jede Faser durchsetzt und gefärbt von ihm. Sollte nicht auch das grosse ästhetische Bildungsdefekt, das dem Dichter so die Arbeit erschwert, in einem wirklichen Kausalverhältniss zu jenem kapitalistischen Aufbau unserer besitzenden Volkstheile stehen? In dem engeren Gebiet, wo der Dichter dem kapitalistischen Prinzip zunächst begegnet, stellt sich abschreckend deutlich vor Augen, dass mit dem Eindringen immer energischeren kapitalistischen Geschäftsgeistes die ästhetische Erziehung des Publikums Schritt für Schritt immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Verleger, von vorne herein nicht bewegt durch ideale Motive, sondern lediglich durch das Motiv ihres eigenen Geldbeutels, sind auf den Knien gekrochen vor jedem miserabelsten Modegeschmack des Publikums. Sie haben immer aufs Neue versucht, unter den Dichtungen noch vor dem Erscheinen eine künstliche Auslese zu treffen, die nur das herauskommen liess, was voraussichtlich dem rohesten Augenblicksgeschmack der Käufer entsprach. Und an ihnen hat es wahrhaftig nicht gelegen, wenn nicht schliesslich die Ignoranz des dümmsten Publikums geradezu die Poetenleistung ganz majorisirt und zum Plunder umgemodelt hat. Sollte das nicht zu denken geben für den Gesamtzustand? Hat nicht im Ganzen der kapitalistische Geschäftsstandpunkt die ästhetische Bildung überall herabgedrückt, niedergehalten, vernachlässigt? Er brauchte sie nicht. So strich er sie kaltblütig aus dem, was er für die heutige besitzende Klasse „Bildung“ nannte.

Ist das aber wirklich so, so liesse sich denn doch recht gut denken, dass eine veränderte Gesellschaft auf nichtkapitalistischer Grundlage dieser Fehlerquelle entbehrte. Das „ganze Volk“, das auch für den Dichter wieder an die Stelle eines engen Ausschnitts der „Besitzenden“ träte, könnte sehr wohl nach endgiltigem Fall des alten Bannes auch die ästhetische Forderung wieder in ihr Bildungsprogramm aufnehmen. Und dass hiesse denn also doch für den Poeten Anbruch einer neuen Zeit auch im positiven Sinne.

Ich denke, es genügt vollständig, die Linie bis hierher durchzuführen. Ob unser Dichter sich schliesslich einem engeren Parteiprogramm genau anschliessen wird, das ist ganz subjektive Sache. Unbedingt aber hat ihn sein eigenes Erleben und Denken bis zum vollen Verständniss geführt, dass reformierende Parteien auf sozialem Gebiete, die den Kapitalismus verwerfen und eine neue wirtschaftliche Grundlage unserer Gesellschaft suchen in einer Form, die den heutigen Gegensatz von Besitzenden und Besitzlosen aufhebt, überhaupt ihre logische Berechtigung haben und einen Entwicklungsfortschritt verkörpern. Und das Resultat dieser allgemeinen Erkenntniss wird für ihn vor allen Dingen direkt dichterisch werthvoll werden. Einerlei ob er etwa als Person an die Wahlurne geht und sozialdemokratisch stimmt, oder ob er sich nach wie vor persönlich von aller aktiven Politik fern hält —: in seine Werke wird ein sozialer Zug von bestimmter Färbung hinein gerathen. Aus den Bildern, die er entrollt, wird es sich wie eine Hand recken, die in die Ferne weist. Das Vorhandene der Zeit wird nicht mehr als ein „Ewiges“ gefeiert werden, sondern es wird wie ein Riss hindurchgehen, — ein Riss, der zugleich andeutet, dass hier etwas schlecht und im Verfall ist — und dass eine Entwicklung sich abnahmt, unter der auch das scheinbar Festeste bricht wie welches Laub.

Der Leser lege dieses Blatt bei Seite und greife nach moderner Lyrik, modernen Dramen, — ob er die Hand nicht sieht, den Riss nicht gewahrt. Keine äussere Macht kann das mehr aus unserer Dichtung herausbringen. Und in Verbindung nun mit jenem andern Motiv, das ich in meinem vorigen Aufsatz dargelegt habe und das ebenso ins Soziale treibt: welche gewaltige Flamme, die da lodert, — die da lodern muss. . . .

Rundschau.

WISSENSCHAFT.

Regressive Evolution. Unter diesem Titel ist in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ ein Buch erschienen, das Kollektivwerk dreier belgischer Gelehrten: Demoor, Massart und Prof. Vandervelde. Der Hauptzweck der Arbeit ist, die Bedeutung des regressiven Moments in der Geschichte der organischen und sozialen Entwicklung zum Verständniss zu bringen, aber viele andere wichtige Fragen: diejenige nach der Tragweite der Vererbungsgesetze; nach der Grenze jener Analogieen, in denen der universale Charakter gewisser Entwicklungstendenzen sich kundgibt u. s. w., sind mit dieser

Frage so innig verbunden, dass man die eine ohne die andere nicht lösen kann.

Seitdem die Theorien des Transformismus sich zu einer Weltanschauung auszuwachsen streben, gehört namentlich die Frage nach dem Wesen und dem Umfang der genannten Analogieen, die das organische und soziale Werden charakterisiren, zu den am häufigsten diskutirten. Unsere Autoren nehmen sie auf, ohne den Anspruch zu erheben, eine ganz neue Lösung zu bringen. Aber sie weisen darauf hin, dass die — zweifellos sehr mannigfaltigen — Analogieen des biologischen und sozialen Lebens leicht über die ursächliche Verschiedenheit der sie bedingenden Faktoren täuschen.

Zwei Momente sind für homogene Bewegungsformen auf dem Gebiete des allgemeinen Werdens bestimmend: Die Ähnlichkeit und die Anpassung.

In der Biologie wird die Ähnlichkeit zwischen den Organismen einer Abkunft durch die Vererbung gezeitigt. Die dabei zu Tage tretenden Variationen ermöglichen die Anpassung. Die Vererbung ist — wenigstens nach Darwin — das Pendant und Hilfsmittel der natürlichen Zuchtwahl, und beide Vorstellungen: Zuchtwahl und Vererbung lassen sich in dem Begriff: Kampf ums Dasein auflösen.

In der Soziologie ist es nun nicht die Vererbung, welche die Ähnlichkeit der Formen bedingt, sondern die Nachahmung, während die Anpassung das Resultat der Erfindung, d. h. jeder Neuerung ist, die eine Differenzierung der neuen Gesellschaftsorganisation im Gefolge hat.

Danach spielt im strikten biologischen Sinne der Kampf ums Dasein bei der Formation neuer Gesellschaften keine Rolle, und man kann die ursächlichen Unterschiede des organischen und sozialen Werdens dahingehend bestimmen, dass die Aufeinanderfolge biologischer Formen sich unter der Form physiologischer Kontinuität vollzieht, während der Wechsel sozialer Gebilde durchaus psychischer Art ist.

Unter Beachtung dieser fundamentalen Unterschiede versuchen nun die Verfasser das Wesen der regressiven Erscheinungen auf dem Gebiete der Soziologie und der Biologie zu bestimmen.

Die Regression trägt einen universellen Charakter und ist selber als eine der wichtigsten Analogien des biosozialologischen Werdens zu betrachten. Die Autoren beweisen diese Universalität der Regression mit Hilfe der vergleichenden Methode, und indem sie zeigen, dass alle Organismen verkümmerte Organe und alle Gesellschaften überlebte Einrichtungen und Gebräuche aufweisen.

In Summa lassen sich ihre Beobachtungen in folgende Sätze zusammenfassen:

Jede Evolution ist zugleich progressiv und regressiv in ihren Wirkungen.

Der regressiv Charakter der Evolution manifestirt sich nicht in bestimmter Ordnung, und regressiv Erscheinungen sind nicht als eine Rückkehr zu früheren Entwicklungsstadien aufzufassen. Regressive Wirkungen der Evolution werden nicht wieder durch das progressive Moment derselben aufgehoben, und man kann als bestimmte Regel aufstellen, dass a) ein verschwundenes Organ oder eine verschwundene Einrichtung nicht

wieder erscheinen kann, b) ein verkümmertes Organ oder eine überlebte Einrichtung sich nicht von Neuem entwickeln und wieder ihren ehemaligen Zwecken dienen, noch neue Funktionen übernehmen kann.

Immerhin können Institutionen und Organe, die aufgehört haben, funktionell zu sein, und völlig ausser Gebrauch gekommen sind, bestehen bleiben, wenn der eine oder andere Faktor der Atrophie: Variabilität oder Zuchtwahl, keine Wirkung ausübt.

Die Ursachen des regressiven Moments der Evolution sind zu suchen in der Begrenztheit der Subsistenzmittel. Auf biologischem Felde entbrennt der die Verstümmelung verursachende Kampf zwischen Organismen und Organismen, Organen und Organen, um Luft- Licht- und Raum-Institutionen verkümmern, weil ihnen Kapitalien und Arbeitskraft entzogen werden. H. Th.

KUNST.

Warenhaus Wertheim. In dem Warenhaus A. Wertheim hat Berlin ein modernes Kaufhaus grössten Stils erhalten, das durch seine Bauformen für ähnliche Gebäude stilbildend sein wird. Unter allen Künsten liegt die Architektur, sonst die Führerin in der Entwicklung, noch immer am ärgsten darnieder. Im Wohnhaus machen sich erst in der letzten Zeit in England, in Belgien, in Paris entschiedenere Bemühungen bemerkbar, ein:n aus den modernen Verhältnissen entwickelten Stil zu finden. Nur in den Bauten der grossen Warenhäuser setzten sich schon seit längerer Zeit die Bedürfnisse des praktischen Lebens immer entschiedener durch. Alle diese Ansätze sind in dem Warenhaus von Wertheim in der Leipzigerstrasse bis zu ihren letzten Konsequenzen fortgeführt worden. Hier haben einmal eine ganze Anzahl hervorragender Künstler — darunter die Bildhauer Manzel, Geiger, der Maler Melchior Lechter — unter der Leitung eines Architekten, Prof. Messel, zusammengearbeitet.

Das ganze Gebäude ruht auf mächtigen Pfeilern aus Mauerwerk, in die die eisernen Träger der fünf Stockwerke eingelassen sind. So ist durch raffinierte Ausnutzung der modernen Technik, durch den Ersatz alles irgendwie entbehrlichen Mauerwerks durch Eisenkonstruktionen, die denkbar grösste Verwerthung des Raumes erzielt. Ebenso ausgiebig ist für das zweite unbedingte Erfordernis eines solchen Geschäfts, für Licht gesorgt. Die Verkaufsräume sind um einen gewaltigen Lichthof gruppiert, gegen den sie nur durch Geländer abgeschlossen sind und der selbst im Erdgeschoss als Kaufraum dient. Und auch von der Strasse her dringt

eine Fluth von Licht herein. Die ganze Frontseite ist fast ein einziges Schaufenster, das nur durch die mächtigen, hier mit Sandstein verkleideten und gegliederten Pfeiler vertikal getheilt ist. Diese starke Betonung der senkrechten Linie macht auf uns, die wir bis in die letzte Zeit hinein nur die horizontalen Linien, die Gliederung der Fagaden nach den einzelnen Stockwerken zu sehen gewohnt waren, eine überraschende Wirkung; schon von weitem fällt das Haus neben den anderen auf. Aber sie entspricht der Bestimmung des Gebäudes für einen einheitlichen Zweck; alle fünf Stockwerke werden durch diese von unten nach oben durchgeführten Linien zusammengefasst.

Seine besondere Bedeutung für die dekorative Kunst erhält dieses Gebäude aber durch die diskrete Verwendung des künstlerischen Schmucks. Der Hauptreiz liegt bereits in der klaren Konstruktion, in der feinen Abtönung der Farben und der Lichtwirkungen. Ein wunderbarer Glanz ergießt sich durch das Haus, wenn die Tausende von elektrischen Glühkörpern, zum Theil von roten Schirmen überdeckt, aufleuchten. Nirgends drängen sich überladene Schmuckformen auf; sie dienen nur dazu, die konstruktiven Formen an einigen Hauptstellen zu verzieren. So sind die Seiten der Pfeiler nach dem Lichthof zu und die Fagade mit langen, schmalen Reliefs geschmückt, so hat Melchior Lechter nach dem Hote hinaus wunderbare Glasfenster in die architektonischen Rahmen eingefügt, so erhebt sich im Lichthof eine grosse, erste weibliche Figur, die Arbeit symbolisierend, so sind in bevorzugten Theilen prachttvolle Kassettendecken angebracht; so hängen in einem anheimelnden Erfrischungsraum schöne Radien von Modernen. Ueberall zeigt sich, dass ein geistvoller, überlegender Künstler die Wirkungen vorbedacht und die vielen Elemente zu einem einheitlichen künstlerischen Eindruck zusammenzubringen gewusst hat. Vielleicht geht von solchen Kaufhäusern die Reorganisation der gesamten Architektur unserer Tage aus. O. K.

BUECHER.

Paul Hirsch: Verbrechen und Prostitution als soziale Krankheitserscheinungen. Berlin, Verlag des Vorwärts. 70 S. 1 Mk.; Agitations-Ausgabe 50 Pf.

Die Kriminalistik, die in der engsten Beziehung zu dem Schicksal der Individuen steht und gleichzeitig der sozialistischen Kritik am stärksten ausgesetzt gewesen ist, hat in letzter Zeit die bedeutendsten Schritte zur wahren Wissenschaft hin gethan und

beginnt bei den fortgeschrittenen Köpfen mehr und mehr theoretisch als eine Kombination anthropologischer und soziologischer Probleme, praktisch als Funktion der sozialen Politik und Pädagogik anerkannt zu werden.

In der deutschen sozialistischen Litteratur fehlte bisher eine zusammenfassende Betrachtung dieses Gebiets. Bebels Material ist zu spärlich. Werthvoller, wenn auch in ihrer Einseitigkeit nicht befriedigend, sind die auf reiches Material gestützten Erörterungen Lafargues über die Kriminalität in Frankreich von 1840—86, die in der Neuen Zeit in deutscher Uebersetzung erschienen, ein wissenschaftliches Werk von hervorragender Bedeutung. Das Buch von Enrico Ferri: „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ und das wenigstens zu sozialistischen Konsequenzen führende von Havelok Ellis: „Vorbrecher und Verbrecher“, die beide aus fremden Sprachen übersetzt sind. Hirsch hat meines Wissens die erste deutsche Arbeit geliefert, die dieses soziale Krankheitsbild ex professo und im vollen Zusammenhange darzustellen sucht.

Es ist eine fleissige, auf eingehendes Studium aufgebaute Arbeit. Sie bietet freilich nicht so tiefgründige Theorien, wie sie etwa Teifen in seiner Schrift über das soziale Elend und die besitzenden Klassen in Oesterreich aufstellt, dessen Lehre vom Klassenverbrechen wie seine Kombination der anthropologischen und der rein sozialen Auffassung des Verbrechens ich für wissenschaftliche Leistungen hohen Ranges halte. Aber was sie bietet, sind wohlherwogene und überall gut begründete Urtheile, gestützt auf ein nicht zum Beweis, aber zur Beleuchtung völlig ausreichendes Zahlenmaterial. Der Autor stellt, ohne in die Lombrososchen Phantastereien zu verfallen, die Lehre vom gebornen Verbrecher mit gerechter Würdigung des biologischen Moments dar, um dann doch sachgemäss zur sozialen Erklärung des Verbrechens zu gelangen. Leider ist er nicht weit genug eingedrungen, um die Ableitung auch eines sehr grossen Theils, vielleicht schliesslich der Gesamtheit der biologischen Minderwerthigkeit in der schon von Kurella angedeuteten, von Teifen gelegentlich durchgeführten Art zu geben. Er erkennt die Sozialisirung der Gesellschaft als Voraussetzung der Ueberwindung des Verbrechens wie der Prostitution an, ist aber der Ansicht, dass zur Beseitigung organischer Degenerationserscheinungen auch organische Mittel angewandt werden müssen, d. h. hier eine Beeinflussung der Auslese durch Beschränkung minderwerthiger Fortpflanzung.

Die Schrift ist als Beleuchtung der wesentlichen Probleme zu empfehlen. S. K.